

Der Demograph

WIR, DIE ALTERNDE GESELLSCHAFT

Das Tempo des Lebens nimmt immer mehr zu. Doch in einem Punkt sehnen wir uns nach absolutem Stillstand: Beim Altern. Unsere Biographien scheinen auf die Ewigkeit ausgelegt. Und dennoch leben wir für den Moment – den Augenblick, der möglichst nie vorbeigehen soll.

Der Wunsch ist verständlich, aber vergeblich. Die Uhr tickt unaufhörlich. Die Kerzen auf dem Geburtstagskuchen werden mehr – und irgendwann geht uns die Puste aus, sie alle auf einmal ausblasen zu können.

Blicken wir den Tatsachen ins Auge: Demographischer Wandel bedeutet nicht, dass sich Statistiken langfristig verändern. Es gibt auch nicht die anonyme Gruppe der „Alten“, die auf Dauer etwas auszubaden haben werden, das uns nicht tangiert.

Wir sind die Generation, die die Gesellschaft zur alternden Gesellschaft machen wird. Wir sind die Alten von morgen. Und für die hat die Zukunft ein paar unangenehme Überraschungen parat: Leere Rentenkassen, ein überlastetes Gesundheitssystem, ein Verfall der familiären Strukturen sind nur die Vorboten eines grundlegenden Umbruchs.

Kaum jemand der 20- bis 30-jährigen interessiert sich für die bisherigen Lösungsansätze der Politik. Vielfach sind sie auch keine Beachtung wert. Da wird

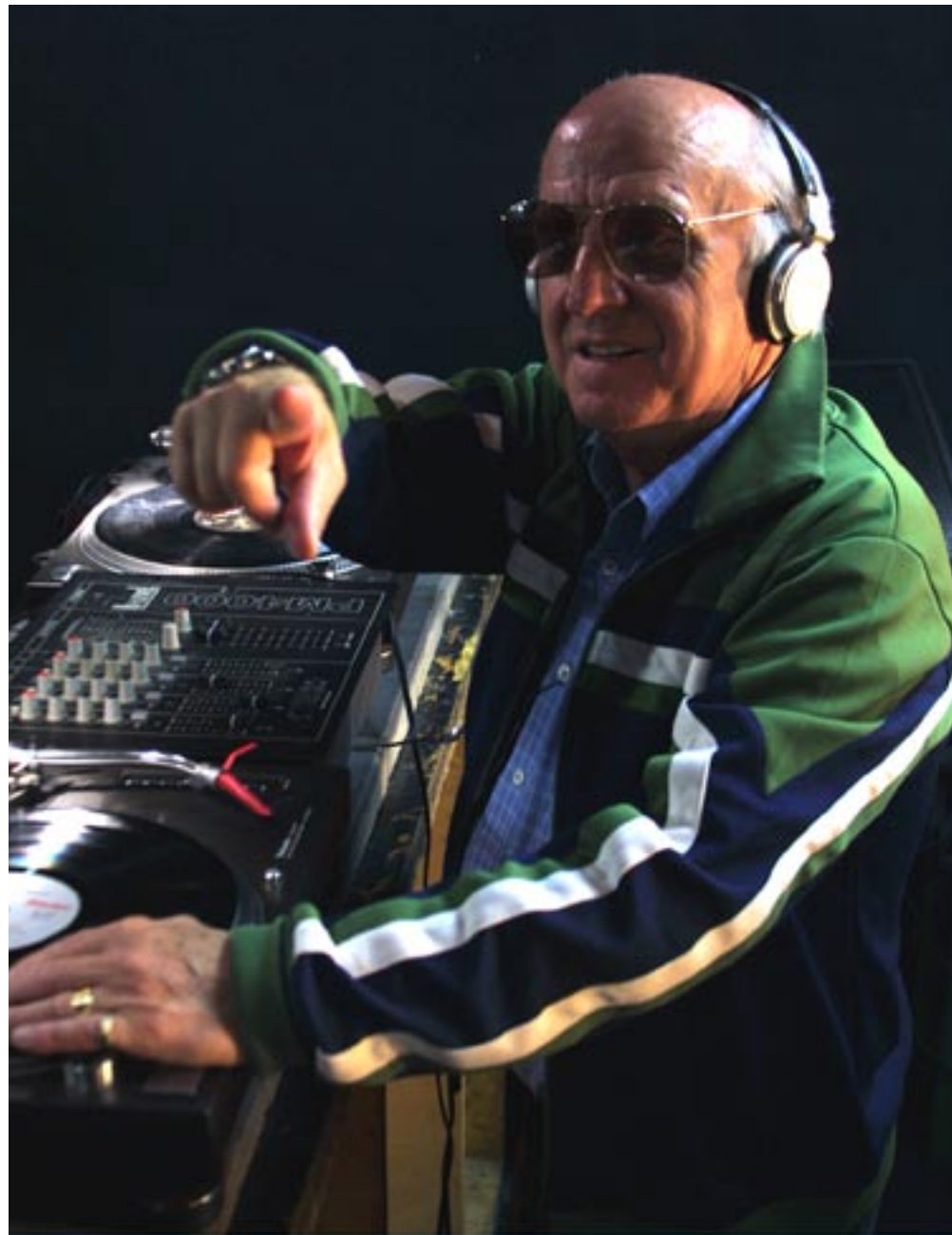
kurzfristig an den altersschwachen Sozialsystemen herumgedoktort, bis das nächste Problem auftaucht. Doch wir haben eine Chance: Wir sind im besten Alter, um unsere Zukunft aktiv zu gestalten.

Heute ist daher der richtige Zeitpunkt, einmal über Morgen nachzudenken. Was passiert eigentlich wirklich, wenn wir so weiterleben wie bisher? Und was müssen wir tun, um heute die Dinge so zu verändern, damit wir morgen nicht unter den Folgen unseres Handelns zu leiden haben?

Gesellschaft findet auch zwischen den Generationen statt. Heute wie morgen müssen wir uns fragen, was wir zu dieser Gesellschaft beitragen wollen, von der wir so viel erwarten. Denn Teilen gehört zur Teilhabe dazu. Wir stellen uns daher in dieser Zeitung schwerpunktmäßig der Frage, wie unser Beitrag aussehen könnte.

Jeder Mensch hat hierzu ganz persönliche Ansichten, Einsichten und Aussichten. „Der Demograph“ ist die Plattform dafür. Der unverklärte Blick auf die eigene Zukunft bringt Klarheit: Unsere Zukunft gehört uns – und Eigentum verpflichtet. Gehen wir verantwortungsvoll damit um.

Kai Graebner



INHALT

STAAT UND DEMOKRATIE

Ich und die anderen	2
Eine außergewöhnliche Zeitung	2
Impressum	2

KINDER UND KARRIERE

Und wann sorgst Du für Nachwuchs	4
Erfreue Dich am Kinderlärm, Deutschland!	4
Die K-Frage: Kind oder Köter	4
Wenig Kinder – mehr Probleme	5
Zur Wahl verurteilt	5
Warum sollen nur die Frauen fürs Kinderkriegen herhalten?	6

FAMILIE UND GESELLSCHAFT

Eine Großstadt als Spielwiese	7
Manche gackern, andere legen erst das Ei	8
Die Lösung: Kinder	8
Familie oder was?	10
Erfolgsfaktor Familie!?	11
Warum in familienfreundlichkeit investieren?	11

MEDIEN UND TECHNIK

Der grosse Graben I	12
Neue Helden braucht das Land	12
Der grosse Graben II	12

MENSCHEN UND KONTINENTE

Wer wechselt im Alter	
die Windeln	14
Brave New World 2050	14
HIV-Generation	15
Geht's uns eigentlich gut?	15
Chinas Umbruch	15

LEBEN UND FREIZEIT

Wohnen wie gewohnt	16
Wenn Junge alt sind	16
Besser als Sellerie	17
Fünf Stunden Respekt	17
Immer voll im Trend	18
Schwarzwälder Kirsch und Foxtrott	18
Mit Vollkraft in die Jahre	18
Die neue Kulturrevolution	19
Hilfe ich werde Retro!	19
Zehn Dinge, die ich heute schon vermisse	19

ZUKUNFT UND VISIONEN

Zehn-Stunden-Woche für alle	20
Hat die Zukunft Zukunft?	20

ICH UND DIE ANDEREN

Welche Staatsform hilft uns, die Probleme der Zukunft zu lösen?

Stell Dir vor, es ist Demokratie und keiner geht hin. Keiner geht mehr zur Wahl, denn alle sind damit beschäftigt, die eigene Zukunft zu sichern. Denn unsere Zukunft, liebe Mit-Zwanziger, sieht nicht rosig aus: Wir werden im Jahr 2050 dreißig Prozent der Bevölkerung Deutschlands ausmachen. Wir werden kaum Kinder haben, diese wiederum werden auch kaum Kinder haben. Wenige werden arbeiten. Viele werden wenig haben: Wenig Einkommen, wenig Rente, weniger Ressourcen. Unser Klima wird sich gewandelt haben. Wie wird die Welt wohl aussehen?

Der demographische Faktor

Im Jahr 2050 wird nicht einmal die Hälfte aller Einwohner Deutschlands einer Erwerbstätigkeit nachgehen. So werden jeweils 100 Erwerbstätige 78 Rentner versorgen müssen. Diese Rentner werden wir sein.

Da scheint es verständlich, wenn unsere Politiker heute sagen: Wir können uns unseren Sozialstaat nicht mehr leisten. Jeder von uns ist also bereit, Einbußen zu machen. Bei der Rente aber auch bei allen anderen Transferleistungen wie Gesundheit oder Arbeitssicherung. Wir entlasten unseren Staat. Und vergessen dabei, ihn mitzugestalten?

Mitbestimmung

Wie Deutschland in 50 Jahren aussieht, das können wir schon heute mitbestimmen. Oder nicht? Es heißt doch, wir leben in einer Demokratie. Ist Deutschland im Jahr 2005 eine Demokratie? Was ist Demokratie eigentlich?

Abraham Lincoln hat 1863 die moderne Demokratie so charakterisiert: Eine „Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk“.

Wir haben in Deutschland eine parlamentarische, repräsentative Demokratie. Dabei ist Demokratie in Deutschland eine sehr junge Staatsform. Anders als in benachbarten europäischen Ländern hat Deutschland erst im 20. Jahrhundert begonnen, Demokratie als Staatsform auszuprobieren. Der erste Versuch ist gescheitert. Die Folge war eine totalitäre Diktatur. Seit 1949 nun der zweite Versuch. Seit den 60er Jahren basisdemokratische Bestrebungen. Seit 1990 wieder als ein gesamtes Deutschland, als souveräner, in der ganzen Welt anerkannter Staat. Und heute? Manche sprechen von Parteien-Parlamentarismus, abgelöst von den wahren Bestrebungen des Volkes. Andere gehen soweit, uns eines Kapital-Totalitarismus zu verdächtigen. Also „Regierung mit dem Volk und durch das Volk“ aber nicht „für das Volk“?

Wir nehmen das hin. Wir werfen hart erkämpfte sozialstaatliche Errungenschaften wie Arbeitssicherung, gewerkschaftliche Mitbestimmung und Gesundheitswesen zu Gunsten der Leistungsgesellschaft über Bord. Was aber, wenn die Gesellschaft nicht mehr leisten kann, weil sie zu alt dafür ist? Was, wenn wegen einer alten Gesellschaft die Gewinne nicht mehr stimmen?

Langfristig denken

Um im Jahr 2050 unsere Probleme im Griff zu haben, müssen wir sie jetzt angehen. Wir brauchen langfristige Umverteilungsstrategien jenseits des jetzigen politischen und sozialen Systems. Immer öfter wird der Ruf laut nach einem 10- oder sogar 20-Jahres Plan. Wie wollen wir den umsetzen?

Wir müssten unsere Demokratie entflexibilisieren. Die Wahlperioden solange aus-

dehnen, dass eine Regierung in entsprechenden Zeiträumen planen muss. Wäre das noch Demokratie oder vielmehr eine andere Staatsform: eine „menschenfreundliche Diktatur“? Die Demokratie haben wir aus der Antike übernommen. Können wir nicht auch die Diktatur aus der Antike übernehmen? In wirtschaftlich schlechten Zeiten wurde in der römischen Republik ein Diktator auf Zeit ernannt, ein MAGISTER POPULI. Ihm zur Seite wurde der MAGISTER EQUITUM gestellt. Beide besaßen volle Verfügungsgewalt, die Dauer der Herrschaft war begrenzt. Doch die römischen Diktatoren hielten sich nicht immer an diese Zeitbegrenzung: Sulla beispielsweise regierte zeitlebens. Aber er reformierte während seiner Herrschaft die römische Republik. Nach seiner Diktatur war die Demokratie der römischen Republik stärker als zuvor.

Können wir im 21. Jahrhundert eine Diktatur errichten, die reformiert? Die zeitlich begrenzt ist und unsere Demokratie stärkt? Können wir es besser machen als unsere Vorfäter? Können wir aus unserer Geschichte lernen?

Vielleicht sollten wir es besser mit der Utopie nach Thomas Morus versuchen – kein Privatvermögen, alles gehört allen und alle arbeiten zum Wohle des Staatswesens; dabei bekommen alle das, was sie benötigen. Nach Platon ist das Gerechtigkeit. Diese Utopie wurde schon Mitte des 19. Jahrhunderts auf den modernen industrialisierten Menschen angepasst: Die Autoren hießen Karl Marx und Friedrich Engels und das Werk „Das Manifest der kommunistischen Partei“. Doch der Kommunismus hat in der Realität nicht funktioniert. Aus der guten Idee des Gleichen wurde „Alle sind gleich aber manche sind gleicher“ – der real

existierende Sozialismus. Ebenfalls eine Diktatur.

Aber vielleicht müssen wir gar keine Diktatur mehr aufbauen – denn eventuell haben wir schon eine. Eine Diktatur des Kapitalismus: Hochfinanz, Wirtschaftsmacht und Politik scheinen ihren ganz eigenen 10-Jahres Plan zu haben. Allerdings kommen wir, liebe Leser, darin wohl nicht als Hauptakteure vor. Und der Plan beschäftigt sich auf den ersten Blick auch nicht mit dem Jahr 2050 oder gar dem Wandel von Gesellschaft, Klima oder natürlichen Ressourcen. Was können wir tun?

Zukunft sichern

„In 30 Jahren wissen wir mehr. Sicher ist nur: Es wird ein radikal veränderte Welt sein“, schrieb National Geographic 2004. Um zu ändern, müssen wir zunächst einmal das System verstehen. Wo ist eigentlich der Wurm drin? Ist es wirklich das Altern der Gesellschaft? Oder vielmehr unserer Gleichgültigkeit gegenüber der Zukunft unseres Staates und unserer Welt? Haben wir das Gemeinwohl zu Gunsten des Individuums aufgegeben? Ist Demokratie uns egal geworden? Oder wollen wir bewusst über Konsum Macht ausüben, weil es über Politik nicht mehr geht?

Stell Dir vor, es ist Demokratie und alle machen mit. Wir müssen nicht alles hinnehmen, was uns vorgesetzt wird. Wir können handeln.

Wir können nicht verhindern, dass wir im Jahr 2050 dreißig Prozent der Bevölkerung ausmachen. Aber wir können erreichen dass Deutschland auch im Jahr 2050 noch ein Staat ist, in dem es sich zu Leben lohnt.

Jeannine Kraft

EINE AUSSERGEWÖHNLICHE ZEITUNG

Journalismus an der Hochschule der Medien

Diese Zeitung ist außergewöhnlich. Und zwar deshalb, weil sie die erste monothematische Zeitung ist, die innerhalb der Lehrredaktion an der Hochschule der Medien entstanden ist. Sie ist deshalb außergewöhnlich, weil sie sich dem Thema „Demographie“ ausschließlich aus dem Blickwinkel der jüngeren Generation nähert. Sie ist deshalb außergewöhnlich, weil sie professionell gemacht ist, die Studierenden für sämtliche Bausteine dieser journalistischen Produktion aber nur drei Monate Zeit hatten.

Zunächst ging es darum, Ideen zu entwickeln, und das Thema für die Zielgruppe der jüngeren Generation greifbar zu machen. Verschiedene Redaktionsteams haben recherchiert und zu „ihrem“ Thema getextet. Die visuellen Fähigkeiten der Studierenden wurden in Fotostrecken und Grafiken geschärft. Das gesamte Zeitungsprojekt wurde – wie im „richti-

gen Leben“ – budgetiert und kalkuliert. „Der Demograph“ ist deshalb außergewöhnlich, weil in der Lehrredaktion 40 Studierende aus zwei Studiengängen der Fakultät „Electronic Media“ (Medienwirtschaft; Medienautor) erstmals zusammengearbeitet haben – im Team und interdisziplinär. Sie ist deshalb außergewöhnlich, weil ihre Produktion nie gefährdet war – dank der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart, die das Projekt von Anfang an unterstützte. „Der Demograph“ ist journalistische Spielwiese, die den jüngeren Lesern Lust machen soll auf die kritische Auseinandersetzung mit einem Thema, das nur scheinbar zu den unwichtigen zählt. Die Texte der Autoren belegen das. Auch deshalb ist diese Zeitung außergewöhnlich.

Prof. Stephan Ferdinand
Leiter Lehrredaktion

IMPRESSUM

Der Demograph HdM

Nobelstraße 10 · 70569 Stuttgart
E-Mail: ferdinand@hdm-stuttgart.de
Internet: www.hdm-stuttgart.de/
~ferdinand/derdemograph

Herausgeber:

Hochschule der Medien, Stuttgart
V. i. S. d. P.: Prof. Stephan Ferdinand

Chefredakteure:

Kai Graebner, Torsten Gies

Projektleitung:

Jeannine Kraft, Jasmin Lehmann

Redaktion:

Johanna Altenburger, Janina Beck,
Zhen Bi, Verena Bott, Jörg Broszeit,
Verena Funkenweh, Stefan Gramlich,
Kerstin Günther, Michael Helber,
Parisa Keramati-Noori, Richard Kilian,

Jeannine Kraft, Nina Kathrin Kunz,
Fabienne Lamour, Jasmin Lehmann,
Katharina Leihener, Armin Lindner,
Anne Maier, Marinko Matic,
Martin Michel, Ulf Michels,
Christian Pfänder, Elke Radtke,
Christian Reinheimer, Sandra Schaefer,
Philipp Scharrenberg, Magnus Schlar,
Kathrin Schmidt, Sabine Schorr,
Bahar Sen, Brigitte Spät,
Alexandra Steinert, Julia Struck,
Daniel Thiemig, Hasan Toha,
Yajing Zhang

Layout:

Nina Kathrin Kunz

Druck:

Walter Druck, Korntal-Münchingen

gefördert von

ROBERT BOSCH STIFTUNG

www.muzicload.de

» ICH LAD` MUSIK.
BEI MUZICLOAD.DE «



Liebe ist ...
Die neue Single

JETZT DOWNLOADEN



UND WANN SORGST DU FÜR NACHWUCHS?

Studenten der Hochschule der Medien in Stuttgart antworten



Stefan Gramlich, 25

„Wenn das Kind in mir stirbt, möchte ich eines bekommen.“



Sineenat Cherngkaiyeang, 31

„Bin im 5. Monat schwanger. Klappt wunderbar. Bekomme gleichzeitig mein Kind und Diplom.“



Ingrid Kollek, 23

„Möchte erst in 5-10 Jahren Kinder. Vorerst gönne ich mir selbst etwas und spare dann.“



Miss XY, 21

„Will meinen Kinderwunsch nicht äußern, falls das eine Firma liest...“

Sabine Schorr, Elke Radtke

ERFREUE DICH AM KINDERLÄRM, DEUTSCHLAND!

Ein Plädoyer für den Krach

Bei manchen Mitbürgern möchte man meinen, sie seien mit 1,70 m und 60 kg auf die Welt gekommen. Habt Ihr eure Kindheit vergessen? Für mich waren es die schönsten Momente: vor Freude schreiend durch den Garten laufen, im Hof mit dem Ball gegen die Wand kicken oder auf dem Spielplatz toben. So richtig Lärm machen eben. Das ist doch viel besser, als vor dem Computer oder Fernseher zu versauern. Doch was macht Ihr? Jetzt zieht Ihr mit Lärmprotokollen in den Gerichtskampf gegen die fünfköpfige Familie von nebenan. Freut Euch doch lieber über den Kinderlärm. Denn bald könnte es ruhig werden in Deutschlands Wohnungen. Die Spielplätze werden vereinsamte Hundeklos und im Park werden nur noch kinderlose Paare spazieren gehen. Wenn die Kinderlosigkeit

weiter fortschreitet, brauchen auch die Rentner kein künstlich geschaffenes „Sun City“ mehr. Ich möchte auch weiterhin in der Straßenbahn mit den Babys lachen können und auf den Spielplätzen glückliche Gesichter sehen. Und ich höre lieber spielende Kinder im Hof als Musikantenstadl aus der Nachbarswohnung. In südlichen Gefilden gehört der Kinderkrach doch auch zur Hintergrundmusik. Alt und Jung tummeln sich gemeinsam auf der Straße. Nehmt Euch ein Beispiel daran! Dann wird die Rente wieder sicher und MTV bleibt Euch erhalten. Ich gehe jetzt auf jeden Fall raus in den Park und kicke eine Runde mit den neuen Nachbarkindern.

Kathrin Schmidt

BUCHTIPP

Karen Pfundt:
Die Kunst, in Deutschland Kinder zu haben
Argon Verlag 2004. Euro 18,90

Kinder und Beruf müssen sich nicht im Weg stehen. Bei unseren europäischen Nachbarn können wir uns einiges zum Kinderglück anschauen.



DIE K-FRAGE: KIND ODER KÖTER

Eine bissige Betrachtung

Die Frau von heute: Sie ist gebildet, alleinstehend und hat studiert. Sie war im Ausland und will hoch hinaus. Nun möchte sie auch Erfolg haben – und zwar in einer Position, in der sie Verantwortung übernehmen und eine Menge Geld verdienen kann.

Aber wo bleibt in der Karriereplanung noch Zeit, eine Familie zu gründen? Wann will man ein Kind kriegen, um so seinen Beitrag zu leisten, Deutschland vor der vielzitierten Überalterung zu retten? Es bleibt keine Zeit mehr!

Deshalb schafft sich die Frau von heute lieber ein Haustier an. Das ist scheinbar nicht so aufwändig. Sie geht in die Tierhandlung, sucht sich irgendeinen wuscheligen Gefährten aus, bezahlt mit ihrer goldenen Kreditkarte und nimmt das Tierchen mit nach Hause. Da kann es dann geduldig warten und stellt keine lästigen Fragen, wenn sie nach einem anstrengendem Arbeitstag zurück ins

Penthouse kommt. Gefragt ist sie im Job schon genug. Im Gegensatz zum „Haustier Kind“ ist ein „Haustier Hundkatzevogel“ ja auch viel pflegeleichter. Die beste Wohngegend könnte man sich mit einem schreienden Balg ohnehin abschminken, ebenso wie die freundschaftlichen Beziehungen mit den Nachbarn – alle ebenfalls ohne Kinder. Die Mitglieder dieser Penthouse-Cliquen können ihre Karriere verfolgen und müssen sich sonst um nicht sonderlich viel kümmern. Reicht ja auch. Keine private Verantwortung zu übernehmen, das ist auch für eine Karrierefrau wichtig, denn Verantwortung hat sie schon genug im Job. Dennoch liebt sie das seelische Wohlfühlgefühl, für ein Haustier gut zu sorgen. Man (Frau) ist ja Mensch und schließlich haben irgendwo zwischen Pager und Handy Gefühle Platz. Uralte Muttergefühle, die auch der berufliche Erfolg nicht tot kriegen kann. Aber bitte nicht zu viele auf ein-

mal. Drei kleine Gefühle am Tag reichen völlig: füttern, streicheln, Gassi gehen. Mutter und Kind sein? Dafür braucht es die großen Gefühle. Aber letztlich wofür, fragt sich die Frau von Welt. Ein Kind wird großgezogen – mit nächtlichem Geschrei und vielen Windeln. Wenn es dann in die Pubertät kommt, wird es sicher austicken und die Mutter zum Teufel schicken. Und doch, auch wenn die Karrierefrau es jetzt noch nicht weiß: Ihr größter Erfolg könnte einmal das Projekt Kind werden. Einmal etwas erschaffen, was nicht der Firma gehört! Kann es etwas Schöneres geben, als das eigene Baby in den Armen zu halten, von großen, blauen Augen angelächelt und Mama genannt zu werden? Ein Kind wird irgendwann selbständig und erwachsen. Anders ein Hund. Er bleibt an der Leine – ein Leben lang.

Text und Fotos von
Fabienne Lamour, Brigitte Spät



WENIGER KINDER – MEHR PROBLEME

Daten und Fakten zwischen Selbstverwirklichung und Kinderwunsch

Den Zusammenhang zwischen dem demographischen Wandel und den Veränderungen in den Familienformen zu erkennen ist eine der größten Herausforderungen unserer Zeit. Während gegen Ende des 19. Jahrhunderts jede Frau im Durchschnitt fast fünf Kinder zur Welt brachte, sind es heute statistisch gerade 1,4 Kinder. Dass jede dritte Ehe in Deutschland geschieden wird, verblüfft uns schon lange nicht mehr. Aber was geht in den Köpfen Deutsch-

lands vor? Auf der einen Seite bezeichnen wir Großfamilien mit fünf Kindern aus der so genannten „Unterschicht“ als Sozialschmarotzer. Auf der anderen Seite verurteilen wir diejenigen Paare und Singles als Egoisten, die sich nicht am Generationenvertrag beteiligen. Die Bevölkerung teilt sich. Die einen folgen als verheiratete Paare mit Kindern „lebensabschnittsweise“ konventionellen Mustern. Die Anderen bleiben kinderlos und oft auch ohne Partner. Experten

sprechen vom Phänomen der „Polarisierung“. Aber gibt es nur schwarz oder weiß?

Wir sind an einem Punkt angekommen, an dem man sich nicht für eine Möglichkeit sondern vielmehr für eine Anzahl an Möglichkeiten entscheiden kann oder muss. Dabei schwanken Mann und Frau gleichermaßen zwischen Selbstverwirklichung, Sicherheit und Glück.

Verena Bott, Bahar Sen



ZUR WAHL VERURTEILT

Lebenswege – Scheidewege? Es ist nicht alles modern, was glücklich macht

Auf den Straßen ist heute viel Verkehr. Trotz des Lärmpegels höre ich meine eigenen Schritte und konzentriere mich auf meine Atmung. Es ist einer der Tage, an denen ich nicht zur Ruhe komme und über tausend Dinge nachdenke. Ich bin jetzt 24 und stehe in meinem ersten Job. Ich bin gut darin, könnte sogar besser sein. So wie die Frau im Kostüm an der Ampel gegenüber. Sie telefoniert, hat Stil. Doch jetzt, wo ich an ihr vorbeigehe, stelle ich fest, dass ich nicht sie sein könnte. Ich glaube nicht, dass sie Familie hat.

Wäre es nicht schön, Verantwortung zu übernehmen – nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere? Kann er Verantwortung übernehmen? Seit vier Jahren sind wir jetzt zusammen – will er nicht mal mehr? Kann ein Mann, dessen Eltern geschieden sind, überhaupt so weit in die Zukunft denken? Ein Kind von ihm – eigentlich ein schöner Gedanke.

Aber einen Garantieschein für die ewige Liebe hat man wohl nie. Die Ungewissheit macht mir Angst. Die Zeit ist nun mal so. Wäre es eine andere Zeit, wäre ich vielleicht glücklicher. Aber es gibt doch viele mit wechselnden Partnern und Kind, die trotzdem glücklich sind. Warum bin ich so festgefahren?

Die junge Frau mit dem Kinderwagen ist bestimmt genauso alt wie ich. Ich werfe einen Blick auf ihre rechte Hand – sie ist verheiratet. Vor zwei Jahren war sie bestimmt noch schlanker. Eigentlich mag ich meine Figur. Aber nach meinem ersten Kind sehe ich wahrscheinlich auch so aus.

Ich sollte besser warten. Wofür habe ich denn auch fünf Jahre studiert? Ich war immer überzeugt von meinen Fähigkeiten. Der Plan hieß doch „Karriere“, und die Welt verändern wollte ich auch. Als ich damals die Abiturientenrede gehalten habe, hat jeder daran geglaubt. Allen

voran ich. Aber der Druck von außen ist mittlerweile zu stark. Ich erbringe meine Leistungen nicht mehr aus freien Stücken, sondern weil es von mir erwartet wird. Eigentlich sollte ich stolz darauf sein, dass ich eine Familie gründen möchte! An der gegenüberliegenden Hauswand hängt ein großes Wahlplakat mit der Aufschrift „Familie ist da, wo Kinder sind“. Was meinen die damit? Gleichgeschlechtliche Eltern, Patchwork-Familien oder wilde Ehen? Das ist dann wohl das Bild der Zukunft.

Ich bin gespannt, ob das funktioniert. Die kleinste Einheit im System ist wohl nicht mehr klar definiert. Wem's gefällt – aber ich will meine kleine Einheit klar definieren. Ein einfacher Wunsch, der scheinbar nicht ins Konzept passt. Ein Mann fürs Leben, gesunde Kinder und trotzdem Erfüllung im Beruf. Mit diesem Ideal möchte ich nicht untergehen, sondern akzeptiert sein. Ich frage

mich, was die anderen wollen. Was ist denn normal? Neben meiner Sehnsucht nach Geborgenheit und Familie habe ich noch andere Ansprüche an das Leben. Familie und Innovation stehen sich nicht im Weg. Ich brauche Unterstützung, von ihm und der Gesellschaft. Ich bin eine moderne Frau, die es konventionell liebt. Geht das?

Verena Bott, Bahar Sen



WARUM SOLLEN NUR DIE FRAUEN FÜRS KINDERKRIEGEN HERHALTEN?

Autorin Meike Dinklage sieht die Männer in der Verantwortung – deren Aufschrei ist überraschend verhalten

Können die Männer wirklich schuld sein am Geburtenrückgang? In Hamburg traf sich „Der Demograph“ mit der Buchautorin Meike Dinklage und dem Geschäftsführer des Väterzentrums Hamburg e.V. zum Gespräch.

Meike Dinklage, richtet sich ihr Buch „Der Zeugungsstreik – Warum die Kinderfrage Männersache ist“ an Frauen oder an Männer?

Meike Dinklage: Ich habe das Buch geschrieben, weil ich dachte: Das muss die Männer doch wahnsinnig interessieren. Gekauft haben es dann aber die Frauen. Nicht eingetreten ist, dass die Männer gesagt haben: Das ist eine Unverschämtheit, das stimmt alles gar nicht. Die Männer nehmen diese These absolut an.

Volker Baisch: Der Titel ihres Buches ist aber schon sehr provokativ. Wollten Sie damit die Männer aus der Reserve locken?

Meike Dinklage: Ich wollte wissen, wie Männer ohne Kinder leben, wie sie damit zurecht kommen, keine Kinder zu haben. In der öffentlichen Diskussion um den Geburtenrückgang stehen ja meist nur die Frauen im Blickpunkt.

Volker Baisch: Ich bin über ihre Aussage „Der Zeugungsstreik dient als letztes Mittel, die Frau im Zaum zu halten“ gestolpert. Das kann ich so nicht stehen lassen.

Meike Dinklage: Es ist eine These und trifft natürlich nicht auf alle Männer zu. Aber in dem Moment, in dem der Mann sagt: „Ich will keine Kinder“, ist die Frau total wehrlos. Soll sie sich einen Samenspender suchen oder sich trennen? Es ist vielleicht eine Reaktion auf eine zunehmende Entmachtung des Mannes in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Bei den Recherchen zu meinem Buch hatte ich bei einigen Männern den Eindruck, dass es eine Verweigerung mit Kalkül ist.

Volker Baisch: Für mich geht das

eher in die Richtung „Gebärneid-Diskussion“, die ich ebenfalls nicht nachvollziehen kann. Ich kenne keinen Mann, der Lust hat ein Kind zu gebären. Wenn, dann läuft das nur unterbewusst ab.

Meike Dinklage: Klar, kein Mann geht mit einem Schild auf die Straße und sagt: Wir treten jetzt in den Zeugungsstreik.

Volker Baisch: Kinderkriegen ist natürlich nicht allein Männersache. Es ist auch Männersache. Insofern ist die Sichtweise schon eine neue und auch wichtige, wie ich finde. Männer brauchen einfach länger, sich zu entscheiden. Auch fehlt es an Beratung. Männer würden gerne eine männliche Sichtweise hören. In den Beratungsstellen sitzen aber mehrheitlich Frauen.

Sie schreiben, dass die Männer erst einmal beruflich abgesichert sein wollen, bevor sie an Kinder denken. Unsere Gesellschaft – auch die Frauen – verlangt aber doch nach dem Mann, der erfolgreich ist und Karriere macht.

Meike Dinklage: Es geht hier mehr um das Selbstbild der Männer. Oftmals halten sie an ihrer Rolle als Ernährer fest, auch wenn ihre Frau durchaus selbst in der Lage wäre, die Familie zu ernähren.

Volker Baisch: Dem würde ich sogar zustimmen. Doch viele Frauen, gerade auch Akademikerinnen, möchten ebenfalls erst mal im Job soweit wirtschaftlich abgesichert sein, dass sie die Familie ernähren können. Da gibt es keine großen Unterschiede mehr.

Sie nennen in ihrem Buch das Beispiel einer Frau, die sich gegen Kinder entscheidet, weil sie ihrem Mann die Vaterrolle nicht zutraut. Das ist aber doch ihr Problem, und nicht seines.

Meike Dinklage: Der Mann in meinem Beispiel ist freier Autor und übernimmt für nichts Verantwortung. Er wünscht sich ein Kind, sagt aber nicht konkret: „Komm, lass es uns jetzt tun!“ Für die Frau ist das dann eine Art Selbstschutz,

ZUR PERSON

Dipl.-Sozialwirt **Volker Baisch**, 38, verheiratet, zwei Töchter ist Geschäftsführer des Väterzentrums Hamburg e.V. und Projektleiter der Internetseite www.vaeter.de. Das Zentrum unterstützt Väter, die Familie und Beruf besser vereinbaren wollen.

Buchautorin **Meike Dinklage**, 39, keine Kinder, arbeitet als Journalistin bei der Frauenzeitschrift Brigitte. Ihr erstes Buch „Der Zeugungsstreik – Warum die Kinderfrage Männersache ist“ (Diana Verlag 2005. Euro 17,90)

die Finger davon zu lassen. Mir geht es hier um diese interne Beziehungsdynamik: Was passiert, wenn ein Paar auf die 40 zusteuert und der eine möchte und der andere ist sich nicht sicher?

Volker Baisch: Ich glaube, in dem Augenblick, wo das Kind da ist, sind die Väter viel präsenter, als es in der Öffentlichkeit dargestellt wird. Frauen planen sehr stark. Es ist eher eine Stärke von Männern, es auf sich zukommen zu lassen. Frauen, das kann man ja auch positiv sehen, übernehmen früh Verantwortung. Negativ ist, dass sie dem Mann nicht die Chance gibt, in die neue Rolle hinein zu wachsen. Er braucht aber in dem Moment, in welchem er sich für Kinder entscheidet, Unterstützung.

Meike Dinklage: Aber wenn die Frau sich dann für ein Kind entscheidet, trägt sie ja die volle Verantwortung. Das ist natürlich auch eine Falle.

Volker Baisch: Es ist durch Studien nachgewiesen, dass die Entscheidung für das erste Kind eher von der Frau ausgeht, für das zweite sogar zu 80%. Die Entscheidung liegt schon klar auf Seiten der Frau. Der Mann ist also immer im Verzug, das hat auch biologische Gründe, er hat ja diese neun Monate nicht.

Meike Dinklage: Trotzdem geht man davon aus, dass Männer einen klar zu empfindenden Kinderwunsch haben. Der Psychologe in meinem Buch erklärt das sehr schön: Männer suchen immer nach diesem Kinderwunsch, wie ihn Frauen beschreiben, haben aber nicht die gleichen Empfindungen. So kommen sie zu dem Schluss, dass sie womöglich doch keine Kinder möchten.

Volker Baisch: Männer setzen sich eben Zeit ihres Lebens nicht damit auseinander. Wir sind die erste Generation, die ein neues Rollenverständnis hat. Im Zeitalter der Verhütung können Männer erstmals selbst sagen: „Ich will jetzt ein Kind.“ Daran müssen sie sich aber erst noch gewöhnen.

Meike Dinklage, Sie sagen, die Männer spüren den sozialen Druck, Kinder zu bekommen, weit weniger als Frauen. Wann werden denn die Männer zur Verantwortung gezogen?

Meike Dinklage: Das wird wohl nicht so schnell passieren. Ich meine mit dem sozialen Druck eher, dass sich Frauen schnell im Abseits sehen, wenn alle ihre Freundinnen spätestens Mitte 30 schwanger werden. Männer haben weit weniger das Gefühl, geächtet zu sein, wenn sie ihren Väterpflichten nicht nachkommen.

Volker Baisch: Männer thematisieren das Thema auch viel weniger untereinander. Der Mann bleibt als Vater weitgehend unsichtbar. Der Druck wächst heute eher, ein guter Vater zu sein.

Wir danken Ihnen für das Gespräch!

Christian Pfänder



Volker Baisch und Meike Dinklage im Streitgespräch in Hamburg

EINE GROSSSTADT ALS SPIELWIESE

Stuttgart will kinderfreundlich werden

Im Stuttgarter Rathaus: Mit dem Paternoster geht es in den zweiten Stock. Langsam und behäbig, „wie die Mühlen der Bürokratie“, würden manche vielleicht spotten. Hier befindet sich das Büro von Roswitha Wenzl. „Spielen erlaubt“ steht auf dem Plakat an ihrer Tür. Seit zwei Jahren ist sie die Kinderbeauftragte Stuttgarts. Ihr Schreibtisch quillt über vor Projektbeschreibungen, Formularen und Anträgen. Am Fenster lehnt ein buntes Kinderbild, das „Vielen Dank!“ sagt. Kleine Rennautos und anderes Kinderspielzeug liegen und stehen auf den Tischen und Regalen. Nicht nur in ihrem Büro will die engagierte Frau eine kindergerechte Atmosphäre schaffen – in ganz Stuttgart sollen Kinder wieder gerne spielen und leben.

Holzklötze und Warzenenten

Mit der U-Bahn gute 20 Minuten von Roswitha Wenzls Büro im Rathaus entfernt, im Stadtteil Weilimdorf im Nordwesten Stuttgarts, herrscht geschäftiges Treiben. Auf einem Grundstück, eingerahmt von Sträuchern und Bäumen, sind zwei Dutzend Kinder mit den unterschiedlichsten Aufgaben beschäftigt. Einige hämmern eifrig gegen eine Holzhütte, ein Junge versucht sich mit einer Feile an einem Holzklötz, einige Mädchen striegeln ein Pony und beobachten die Warzenenten.

Wir sind in der Kinder- und Jugendfarm Weilimdorf, eine von über 20 derartigen Einrichtungen im Raum Stuttgart. Hier können Kinder zwischen sechs und 14 Jahren unter pädagogischer Betreuung handwerklich arbeiten, Tiere pflegen, kreativ gestalten – und lernen so nebenbei, was es heißt in einer Gemeinschaft Verantwortung zu übernehmen und einander zu helfen.

Spinne im Netzwerk

Helfer hat auch Roswitha Wenzl genügend. „Ich sitze hier wie eine Spinne“, beschreibt sie ihren Job im Rathaus. Die Kinderbeauftragte ist Anlaufstelle für



Jugendrat Christian, 10 Jahre

alles, was mit der Initiative „Kinderfreundliches Stuttgart“ zu tun hat. Eigens dafür wurde ein Kuratorium gebildet, in dem 65 namhafte Mitglieder wie Annette Schavan oder Stefan von Holtzbrinck sitzen. Sie suchen nach neuen Ideen und Impulsen, einige wurde schon umgesetzt. So werden etwa Schilder in der Stadt aufgestellt, die allen klar machen sollen, dass Kinder willkommen sind und hier toben dürfen. Auch bekommen Geschäfte jetzt das Gütesiegel der „Guten Fee“. Damit verpflichten sie sich, Kindern bei Bedarf mit einem Pflaster oder einem Telefonat auszuhelfen – kinderfreundlich eben.

Am Eingang der Jugendfarm hängt solch ein Aufkleber der „Guten Fee“. Hier stehen die Kinder aber schon immer im Mittelpunkt und dürfen mitbestimmen, wo es lang gehen soll. Christian ist zehn Jahre alt und Mitglied im „Jugendrat“ der Jugendfarm. Die acht Jugendräte sind die Sprecher und Vertreter der Kinder. Eben fast so wie in der großen Politik. Der aufgeweckte Viertklässler nimmt

seine Aufgabe sehr ernst. Beim Gang über das Gelände passt er auf: So darf zum Beispiel kein Kind einfach Werkzeuge aus der Werkstatt nehmen, ohne dafür ein Pfand zu hinterlegen; elektrische Geräte sind sowieso tabu. Das System funktioniert. Falls es doch mal zu größeren Meinungsverschiedenheiten kommt, schlichten der pädagogische Betreuer Marcus Vogelmann mit seinen zwei Kolleginnen.

Mit gutem Beispiel voran

Für Roswitha Wenzl sind Kinder noch im klassischen Sinne „Erfüllung“. Sie warnt davor, Kinder nur unter einem finanziellen Aspekt zu sehen. „Um beispielsweise Unternehmen oder Hauseigentümer zu mehr Kinderfreundlichkeit zu bewegen sind finanzielle Anreize nicht immer die geeignete Lösung. Kinder müssen wieder selbstverständlich werden und eine Stadt muss eine passende Atmosphäre schaffen.“ Wettbewerb unter Städten und Kommunen sei dabei sehr wichtig, damit eine Stadt nicht vor sich her dümpelt und sich der Konkurrenz mit erfolgreichen neuen Projekten und Maßnahmen stellen kann.

Die Schwerpunkte des Stuttgarter Projektes liegen in der Vorschulbildung und der Ganztagesbetreuung. „Rucksack“ nennt sich ein Angebot, das die ausländischen ABC-Schützen schon vor dem Eintritt in die Schule sprachlich fit machen soll. Testläufe gibt es dazu in zwei Einrichtungen. Auch die Kindertagesstätten in Stuttgart mit einer Abdeckung von nur 11,3 Prozent bei Kindern unter drei Jahren haben die erschreckende Anmutung eines Pilotprojektes. Dabei hat Stuttgart noch die beste Abdeckung ganz Baden-Württembergs. „Egal was man tut, man kann nie genug tun. Aber einer muss mal mit gutem Beispiel voran gehen, damit man sieht, dass es sich lohnt und rechnet“, sagt Roswitha Wenzl beherzt. Bis zum

Jahr 2010 will Stuttgart auf Platz eins der familienfreundlichsten Städte sein. Diese Initiative des Oberbürgermeisters Wolfgang Schuster, kinderfreundlichste Stadt Deutschlands zu werden, wird von den Eltern auf der Kinder- und Jugendfarm kritisch gesehen. Dass mit der Aktion schon konkret etwas verbessert worden wäre, sei ihr nicht bekannt, sagt eine Mutter, deren Sohn gerade wie die anderen Kinder an der Feuerstelle sein „Stockbrot“ ins Feuer hält. Alles was jetzt groß geredet wird, sei vorher schon da gewesen.

Kein Geld für Kinder?

Im Oktober 2004 präsentierten sich die Kinder- und Jugendfarmen sowie die Abenteuerspielplätze Stuttgarts auf dem Schlossplatz. Man wollte die Bürger und deren Kinder auf sich aufmerksam machen und darauf hinweisen, dass vieles in den Jugendfarmen noch verbesserungswürdig ist. Mehr Beachtung seitens der Stadt wäre gerne erwünscht. Erstaunlich ist jedenfalls, dass im letzten Jahr den Jugendfarmen mitgeteilt wurde, dass bei der Kündigung eines Mitarbeiters zunächst ein halbjähriger Einstellungsstopp vonnöten sei – aus finanziellen Gründen. Und das gerade zu dem Zeitpunkt, als im Rathaus Kinderfreundlichkeit angeblich so groß geschrieben wird. Passt das zusammen?

Kinderoase Stuttgart

Finanziell kann auch Roswitha Wenzl nichts ausrichten. Das Geld für das „kinderfreundliche Stuttgart“ liegt verstreut in den einzelnen Ämtern. Kein eigenes Budget also für Kinder – dem „Leading-Theme“ in Stuttgart. Auch, dass das Problem der Kinderknappheit gerade im Wahljahr vom Mauerblümchenthema zum Hauptanliegen des Oberbürgermeisters aufgestiegen ist, förderte nicht gerade die Glaubwürdigkeit des Projektes. Die Vorwürfe, man habe nur mit einem sozialen Standortfaktor geworben, um die Wahl zu gewinnen, weist Roswitha Wenzl aber entschieden zurück: „Dafür stehe ich nicht!“ Vielmehr stehen sie und das Projekt für die Großstadt als Spielwiese. Dort sollen Kinder und ihre Bedürfnisse oberste Priorität besitzen. „Um dem demographischen Problem entgegen zu wirken, müssen wir das dritte Kind schaffen. Deshalb ist das Thema Kinderfreundlichkeit auch so wichtig.“ Es ist 18 Uhr. Die Kinder in Weilimdorf machen sich auf den Heimweg – einige ganz alleine, andere werden von ihren Eltern abgeholt. In dieser kleinen Oase sind Kinder immer erwünscht. Die Frage ist, ob dies auch in einer ganzen Großstadt möglich ist.



Roswitha Wenzl, Kinderbeauftragte der Stadt Stuttgart

„MANCHE GACKERN, ANDERE LEGEN ERST DAS EI“

Sebastian Turner, Vorstandsvorsitzender der Scholz & Friends AG, über das neue Leitbild „Kinderfreundliches Stuttgart“ und die Zurückhaltung Stuttgarts beim Kommunizieren eigener Errungenschaften

Wie entstand die Idee „Kinderfreundliches Stuttgart“?

Nach dem Stuttgarter Olympia-Bewerbungskater, der übrigens in Stuttgart schmachvoller empfunden wurde, als er tatsächlich war, fragte mich die Stuttgarter Zeitung: „Was kann Stuttgart jetzt machen?“ Die naive Vorstellung war also: Jetzt muss eine Werbekampagne her, sozusagen eine „Verpackung“. Die wahre Kunst beim Marketing ist aber nicht, eine Verpackung zu erfinden, sondern den Inhalt so zu verändern, dass er sich attraktiv darstellt. Durch die „Olympia-Schlappe“ ergab sich jetzt die Chance für die Stadt, sich ein neues, großes, ehrgeiziges Ziel zu stecken. Um eine Bewegung auszulösen, ist es das einfachste und beste, ein Ziel zu bestimmen, das alle als sinnvoll erachten und zu dem jeder aus Eigeninitiative einen Beitrag leisten kann. Darum war mein simpler Vorschlag: Stuttgart sollte sich das Ziel setzen, die kinderfreundlichste Stadt der Welt zu werden.

Daraufhin ging es ganz schnell. Das Interview war an einem Montag, am Dienstag erschien es in der Zeitung, am Mittwoch wurde der OB von derselben Zeitung befragt, wie er das findet und er sagte: „Wunderbar, das machen wir jetzt.“

Und warum soll sich Ihrer Meinung nach die „Automobil- und Hightech-Stadt“ ausgerechnet zum Ziel setzen, die kinderfreundlichste Stadt zu werden? Kann sich Stuttgart da von anderen Städten entscheidend abgrenzen?

Die finanziellen Mittel sind endlich, darum kann man immer nur Prioritäten setzen, die für die Gesellschaft nachvollziehbar sein müssen. Gelingt es Stuttgart sich über die Kinderfreundlichkeit zu differenzieren, dann hat das mehrere Effekte. Erstens: Alles was für Kinder richtig ist, ist auch für Alte richtig. Nehmen Sie z.B. nur das Thema „Öffentlicher Nahverkehr.“ Zweitens: Wenn Stuttgart kinderfreundlicher ist, dann werden mehr Leute bleiben, von denen man

möchte, dass sie bleiben und mehr Leute kommen, die bis jetzt nicht kommen, weil sie Stuttgart nicht so weit oben auf ihrer Rangliste hatten. Die Lebensverhältnisse in Stuttgart sind so gut oder so schlecht wie in vielen anderen Städten auch. Aber das Profil Stuttgarts ist tendenziell eher so, dass man den fleißigen, etwas lebensunfrohen Schwaben vor Augen hat. Verankert man nach und nach das Argument „Stuttgart ist die kinderfreundlichste Stadt“, dann ist das ein weicher Faktor. Er steht im Gegensatz zu dem „Schaffigen“. Das ist kein Widerspruch, aber eine Ergänzung zu etwas, das bis jetzt noch gar nicht auf dem Bildschirm war. Das Bild von Stuttgart wird dadurch interessanter. Und deswegen ist es in der Sache vollkommen gerechtfertigt. Das wird eine sehr gute Marketingausstrahlung haben.

Warum kommt das Thema Kinderfreundlichkeit gerade jetzt? Schon vor zehn Jahren war das Problem absehbar.

Weil wir Idioten sind. Wir haben das zehn Jahre verschlafen. Jetzt sind die Stuttgarter die Ersten, die das Problem anpacken. Und das machen sie für meine



Sebastian Turner, Scholz & Friends AG

Begriffe auch gut. Das gesamte Projekt entwickelt sich typisch stuttgarterisch sehr maßnahmen- und umsetzungsorientiert. Intern steht das Thema auf der Tagesordnung ganz oben. Es hat eine hohe Priorität, es ist ein Chefthema. Und es ist auch etwas, woran man später gemessen wird.

Intern steht das Arbeitsprogramm also ganz oben. Wie aber erfährt ein Außenstehender von dem Projekt?

Durch Kommunikation. Wenn jetzt jemand zum Beispiel schon einen konkreten Job in Stuttgart ins Auge gefasst hat, dann wird er sein privates Netzwerk anzapfen – jeder kennt immer irgendeinen, der wieder einen kennt, der da wohnt, wo man hin will – und abfragen: „Wie ist es eigentlich in Stuttgart mit Familie und

ZUR PERSON

Sebastian Turner, Vorstandsvorsitzender der Werbeagentur Scholz & Friends AG (Hamburg, Berlin), Miterfinder der Baden-Württemberg-Kampagne „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ Durch ein Interview in der Stuttgarter Zeitung lieferte Sebastian Turner den Anstoß für das neue Leitbild „Kinderfreundliches Stuttgart“. Im gleichnamigen Kuratorium ist er Mitglied und Ideengeber.

Standpunkt plus

„Stuttgart ist so etwas wie eine Marke mit einem entsprechenden Markenkern. Dieser ist bei Stuttgart eindeutig durch Technik, Automobil, Großstadt, dann noch ein bisschen Schwäbisch definiert. Familienfreundlichkeit steht diesen Aspekten, die bereits im Markenkern verankert sind, weitgehend diametral gegenüber und lassen sich kaum mit ihnen vereinbaren. Es ist schwer einen fast gegenteiligen Begriff mit im Markenkern zu verankern. Dazu wären Ausdauer, viel Zeit, Konsequenz und ein enormer Werbeetat nötig.“

Gottlieb Schalberger, GPP. Werbeagentur GmbH

DIE LÖSUNG: KINDER

Fotos von Verena Funkenweh, Jasmin Lehmann, Katharina Leihener und Marinko Matic



Kindern?“ Derjenige wird dann sagen: „Also da läuft jetzt gerade was. Ob das was wird, weiß ich nicht. Aber vielleicht gibt’s was auf der Homepage der Stadt.“ Für denjenigen, der sich konzentriert informiert, gibt es bereits jetzt ein ziemlich gutes Angebot. Das ist schon mal der erste Schritt von Kommunikation. Auch Ihr Projekt ist eine wunderbare Facette in diesem ganzen Bild. Insgesamt können Sie durch Kommunikation enorm viel erreichen. Und zwar idealerweise durch persönliche Kommunikation, im Volksmund auch „Erlebnis“ genannt. Entscheidend ist der Augenblick, in dem die Menschen positive Erlebnisse haben. Beispielsweise hat eine Initiative begonnen, die Königstraße zur kinderfreundlichsten Fußgängerzone zu machen, die man sich vorstellen kann. Nehmen Sie jetzt die WM 2006. Da kommen unheimlich viele Menschen nach Stuttgart und sehen diese Königstraße. Dann findet jetzt auf vielen Kommunikationsschritten ein ganz neuer Eindruck von Stuttgart statt.

Funktioniert das wirklich so? Hätten wir uns jetzt nicht mit dem Thema auseinander gesetzt, wüssten wir von dem Projekt bis heute noch nichts.

Das wird auch noch eine Weile so sein. Sie kennen den Unterschied: Manche gackern, andere legen erst das Ei. Die Stuttgarter Spezialität ist es, drei Eier zu legen und immer noch nicht zu gackern. Die Außenwahrnehmung hängt davon ab, inwieweit man das nach außen trägt und inwieweit die Stuttgarter neben guten Ergebnissen auch die eigene Scheu überwinden, darüber zu reden. Das ist eben eine Frage der Mentalität. In Berlin hätte man die Ankündigung größer gemacht und die Umsetzung kleiner. In Stuttgart macht man die Umsetzung größer und die Ankündigung kleiner.

Standpunkt plus

„Entscheidend ist, wie ich eine Stadt und deren Verhältnisse empfinde. Es ist ein verdammt wichtiges Ziel als lebenswert, als Stadt der Familien geglaubt und akzeptiert zu werden. Ich kann nicht kinderfreundlich werden, indem ich einfach behaupte ich bin kinderfreundlich. Ich mache aus einem bunten Hund keinen schwarzen Hund, nur weil ich ihm eine schwarze Pudelmütze aufsetze.“

Gottlieb Schalberger, GPP. Werbeagentur GmbH

Wollen Sie damit sagen, dass Stuttgart ein Marketingdefizit hat?

Ja klar. Diese Mentalität, dass man den eigenen Ansprüchen nie gut genug wird, ist aber auch ein wesentlicher Antreiber für den Erfolg. Und dann kann man gut in Kauf nehmen, dass es dieses Marketingdefizit gibt. Die Stuttgarter sind gute Produzenten und schlechte Verkäufer – aber lieber so herum.

Sollte Stuttgart nicht doch ein besserer Verkäufer werden und daraus eine große Kampagne machen? Im Stil von „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“?

Diese Baden-Württemberg-Kampagne „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ sattelt ja auf fünfzig Jahren extrem erfolgreicher Strukturentwicklung im Land. Da hat schon lange, bevor die Leute, die die Kampagne gemacht haben, überhaupt geboren waren, ein Prozess stattgefunden, der jetzt kommunizierbar ist. Grundsätzlich ist es richtig zuerst das Produkt zu haben und es dann zu verkaufen, sprich: zuerst die Realität zu ändern und dann die verbesserte Realität zu kommunizieren.

Das neue Leitbild „Kinderfreundliches Stuttgart“ würden Sie dann nicht separat kommunizieren?

Doch, das kann man machen – innerhalb der Baden-Württemberg-Kommunikation. So dass dann die Teile das Ganze stärken und das Ganze die Teile stärkt.

Innerhalb der Baden-Württemberg-Kampagne führen Züge durch die Bundesrepublik mit der Aufschrift: „Nett hier. Aber waren Sie schon mal in Baden-Württemberg?“ Steht dann auf dem nächsten Zug: „In Stuttgart wird Ihr Kind glücklich“?

Man muss vorsichtig sein: Den Anspruch, das Ziel, den Wunsch, das kann man jetzt schon äußern. Aber nichts ist schlimmer als eine enttäuschte Erwartung oder ein gebrochenes Versprechen. Und deswegen dürfen Sie keine Dinge versprechen, die heute offensichtlich noch nicht zu halten sind. Wenn man sagt: „In Stuttgart geht’s einem Kind ein bisschen besser als in einer anderen Großstadt“, dann ist das eben keine relevante Werbeaussage. Ein bisschen ist nichts. Also vielleicht steht auf dem Zug: „Was haben Sie heute getan, um einem Kind eine Freude zu machen? (Verwöhnen gilt nicht!)“ Das könnte die Leute ansprechen. Und das könnte eine Aktivierung auslösen.

Eine Aktivierung auslösen. Kann dies das Projekt „Kinderfreundliches Stuttgart“ leisten, sprich: Kann man damit wirklich zum Beispiel die Geburtenrate steigern?

Ja, klar. Da wird was passieren. Garantiert.

Also durch das Projekt „Kinderfreundliches Stuttgart“ ist jetzt unser Kinderwunsch nicht größer geworden.

Ja, Gott sei Dank nicht! Wer aufgrund der Ankündigung, dass Stuttgart kinderfreundlicher werden will, ein Kind bekommt, dem ist nicht zu helfen! Die Entscheidung für ein Kind kann damit nichts zu tun haben. Aber wenn sich manches geändert hat, dann wird so zu sagen aus der knappen Entscheidung gegen ein Kind nun die knappe Entscheidung dafür. Was klar ist: Die ganze Gesellschaft muss sich ändern in Richtung Kinderfreundlichkeit.

Herr Turner, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Verena Funkenweh, Katharina Leihener

Standpunkt plus

„Ohne Marketing wird jedes Produkt schlechter. Kommunikation kann jedoch nichts ändern, was faktisch nicht da ist. Ist aber das Bewusstsein ein anderes als die Realität und der Gegenstand besser als die Leute glauben ist dies eine typische Kommunikationsaufgabe. Dann kann Kommunikation auch wirklich etwas ändern.“

Gottlieb Schalberger, GPP. Werbeagentur GmbH



FAMILIE ODER WAS?

Unsere Erwartungen an das Zusammenleben werden von der Realität überholt

Die Straßen im Stuttgarter Westen machen nicht unbedingt einen belebten Eindruck. Geziert von dicht aneinander parkenden Autos durchziehen sie dennoch einen der bevölkerungsreichsten Teile der Stadt. Am Spielplatz gleich gegenüber einer Kinderklinik und inmitten eines Wohnblocks hört man wenig Kindliches. Kein Toben, kein Geschrei, lediglich zwei Damen, deren Enkel hier spielen könnten, bringen sich am Fahrrad festhaltend gegenseitig auf den neuesten Stand. Ganz in der Nähe wohnt Annabella. Die 23-jährige Studentin ist nach dem Tod ihrer Großmutter in die freigewordene Wohnung direkt unter ihren Eltern gezogen.

Familie aus dem Bilderbuch?

„Eigentlich ist mir so ungefähr mit zehn Jahren bewusst geworden, in welcher Harmonie meine Familie lebt.“ Freunde und Bekannte sehen Anna in einer Bilderbuchfamilie aufwachsen, die sich Zeit für die Kinder nimmt und in der das Sonntagsessen festes Ritual ist. „Ich bin ziemlich verwöhnt aufgewachsen und weiß, dass ich nicht so selbständig bin wie andere. Das würde ich bei meinen Kindern wohl ein bisschen anders machen.“ Das lockere Verhältnis zu den Eltern hingegen und die Offenheit gegenüber Mitmenschen, beides Dinge, die sie ihren Kindern genau so weitergeben will. Ihre Stimme lässt aber spüren, dass diese Kinder in Annas Lebensplanung noch keinen rechten Platz gefunden haben.

Damit liegt Anna im Trend einer Generation, welche den Balanceakt zwischen eigenen Freiheiten, wirtschaftlicher Ver-

sorgung und einem emotionalen Bedürfnis nach Harmonie wagen muss. Spätere Eheschließungen und ein kürzer gewordener Zeitraum, in dem sich Paare entscheiden, Eltern zu werden, mögen an dem generellen Kinderwunsch nichts geändert haben. Nach wie vor wird die Ehe, vermehrt von Menschen in Annas Alter, als Idealform angestrebt. Jedoch können zukünftige Lebensbedingungen dazu führen, der Gesellschaft ein gewandeltes Familienbild abzuverlangen: Eine flexiblere und offenere Vorstellung des Zusammenlebens.

Das ist eine Form der Gemeinschaft, wie sie Mark lebt. Der 31-jährige strahlt Souveränität aus, wenn er darüber spricht, seinen Sohn alle sechs bis acht Wochen zu sehen. Dazu fährt er regelmäßig von Stuttgart nach Berlin. Hier wohnt seine ehemalige Freundin mit ihrem jetzigen Partner, zwei weiteren Kindern und Louis, ihrem gemeinsamen Sohn. „Der Kontakt zu ihm ist mir wichtig“, sagt Mark und man will es ihm glauben, da der nüchterne Umgang mit der „Notlösung Patchworkfamilie“, wie er es nennt, sein Handeln maßgeblich zu bestimmen scheint. „Irgendwann hat Louis dann schon mal gefragt, warum wir eigentlich getrennt leben.“ Das wird ihm dann gemeinsam erklärt, denn auch an der Erziehung will Mark aktiv teilnehmen, wobei er der Mutter in der alltäglichen Erziehung und Wertevermittlung vertraut.

Das klingt gut, könnte aber im Rest der Republik eine Ausnahme bleiben. Wenn staatliche Anreize der Familienförderung den realen Lebenswelten junger Menschen nicht gerecht werden können, so ist die breite gesellschaftliche Akzep-

tanz verschiedener Familienbiographien umso wichtiger. Schon heute verliert die Ehe ihren Charakter als Institution. Nicht mehr sie allein legitimiert das Zusammenleben zweier Menschen. Dabei kann es jungen Paaren nicht vorgehalten werden, wenn sie ihren emotionalen Willen zur Bindung gegen individuelle Fragen aufwiegen. Die Alternative wäre Verzicht. Aber angesichts einer Unsicherheit, wie sie Marks und Annas Eltern nicht konnten, scheint eben dieses frühe Ausschließen anderer Optionen unmöglich.

Der Druck, optimal zu leben

Das Paradoxe ist: Der Druck, aus diesen Möglichkeiten ein optimales Leben zu generieren, führt dazu, dass man die eigene Partnerschaft auch ständig vor diesem Hintergrund zu bewerten versucht. Trotz innerstem Wunsch nach emotionaler Geborgenheit liegt es für zwei Menschen heute daher näher, aufgrund von Zweifeln auseinander zugehen.

„Momentan bin ich in meiner jetzigen Beziehung sehr glücklich“, sagt Mark und über die gemeinsame Vorstellung, Kinder haben zu können, wird auch geredet. Einen Zeitplan jedoch gibt es nicht. Da seine Freundin auch noch studiert, werden Wickeltisch und Kinderspielzeug wohl noch eine Weile in der neu eingerichteten Wohnung fehlen. „Familie und Freunde kommen“, so Mark „ganz klar vor Job und Freizeit.“ Was die Aufteilung der Erziehungszeit zukünftiger Kinder betrifft, so bemüht sich der Angestellte im Handels- und Salesbereich einer großen Bank, sachlich zu differenzieren: „Wenn es von der Firma aus darstellbar wäre und sich auch am Einkommen nichts än-

dern würde, grundsätzlich schon, wobei ich mir das jetzt nicht hundertprozentig wünschen würde.“ Die Mehrheit zukünftiger Mütter allerdings wünscht sich nichts sehnlicher als diese Option und wird auch zunehmend auf ihr beharren müssen.

Karriereplanung zuerst

Annabella hingegen plant zunächst ihre Diplomarbeit, die sie in Mexiko schreiben wird. „Meine Vorstellungen haben sich schon ein wenig gewandelt, nachdem meine Schwester ihr Kind bekommen hat.“ Der enge Kontakt zu den Eltern und das Kind stets im Mittelpunkt – das hat sie leicht abgeschreckt. „Die Familie ist etwas in den Hintergrund gerückt“, sagt sie und lässt ihren Blick durch den pink dekorierten Raum schweifen, den auch die heilige Jungfrau in den verschiedensten Darstellungen schmückt. Der freiwillige Besuch einer katholischen Mädchenschule, so Anna, habe, wie die Religion überhaupt, ihre Familienvorstellung wenig geprägt. „Keine Großfamilie und kein Einzelkind – und wenn der Mann, den man kennen lernt, bereits Vater ist, kann man es auch nicht ändern. Abstoßen würde ich ihn deshalb nicht.“ Denn für Anna gibt es „nichts Schlimmeres, als im Alter ohne Kinder zu sein.“ Auf den Spielplatz ganz in der Nähe schauen mittlerweile doch vier Kinderaugen. In Überlebensgröße – von einem Werbeplakat für Familienförderung.

Daniel Thiemi



ERFOLGSFAKTOR FAMILIE!?

Eine „Familienagenda 2010“ als politisches Leitmotiv

Deutschland, seine Gesellschaft und insbesondere seine politische Klasse müssen in den kommenden Jahren einen heiklen Drahtseilakt meistern: Wirtschaftswachstum, Beschäftigungssicherheit und Familienfreundlichkeit sollen zu einem attraktiven Zieldreieck verbunden werden. Eine Aufgabe, die erschwert wird durch das sich verändernde Familienbild und dem offenbar damit verbundenen demographischen „Super-GAU“. Verschärft wird die absehbar prekäre Situation durch die düsteren Zukunftsaussichten der Wirtschaft und die eingefahrene Lage am Arbeitsmarkt. Die Wechselwirkungen innerhalb dieses Konfliktes setzen das sozialmarktwirtschaftliche Fundament Deutschlands unter gefährliche Spannungen. Das sozialstaatliche Selbstverständnis – eine Säule unserer Demokratie – gerät ins Wanken. Als Folge droht der Zusammenbruch des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Systems Deutschlands. Die Bundesregierung hat mit ihrer Agenda 2010 aus diesem Grund nicht nur die

Wirtschaft in den Fokus ihrer politischen Leitgedankengerückt. Auch die Familienpolitik wird medienwirksam zur Schau getragen. Wie die neuste Mode auf den Laufstegen in Paris, London und Mailand preist man sie als Trendmodell auf dem Politparkett an. „Wir wollen Deutschland bis zum Ende des Jahrzehnts zu einem familienfreundlichen Land in Europa machen. Auch dieses Ziel gehört zur Agenda 2010“, sagte Bundeskanzler Gerhard Schröder – fast schon vergessen. Familienpolitik ist zum Modethema ernannt worden, was zwar schick klingt, aber von der Wirtschaft nicht unbedingt flankiert wird. Familie und Wirtschaft gehen nicht Hand in Hand in der Gesellschaft. Die Bundesregierung hat im Kontext ihrer Agenda 2010 deshalb eine Initiative gestartet, die den „Erfolgsfaktor Familie“ stärker fokussieren soll. Sie startet damit den Versuch, den Familiengedanken gesellschafts- und wirtschaftspolitisch neu zu verankern. Familie soll zum sozialen und ökonomischen Mehrwert werden. Ein Versuch, beide Lager miteinander



zu verbinden: „Familie und Wirtschaft“. Familienministerin Renate Schmidt sagt dazu: „Eine betriebliche nachhaltige Familienpolitik ist kein weiches Weibertema mehr, sondern vielmehr konkretes und langfristiges Handeln für eine gute Zukunft Deutschlands.“ Das klingt vorbildlich, aber wer hört es? Familie muss heraus aus der Nischenrolle, wieder hinein in die zentrale Position unseres gesellschaftlichen Lebens. Ganz nach dem Vorbild der skandinavischen Länder wie Dänemark, Schweden, Norwegen oder Finnland. Dort funktioniert die Kombination von Wirtschaft und Familie schon seit vielen Jahren. Sie schafft den wichtigen sozialen und ökonomischen Mehrwert. Und sichert dadurch die Zukunft in diesen Staaten.

Die theoretischen Ansätze hinter den deutschen Konzepten scheinen richtig. Doch die Fakten sprechen immer noch eine andere Sprache. Blockadepolitik, Reformstau, politische Ratlosigkeit, Parteienstreit und Politikverdrossen ersticken innovative, politische, wirtschaftliche und soziale Impulse. Es spielt sicher kaum eine Rolle, wer im September den Stab in die Hand nehmen wird. Die vorhandenen Konzepte deuten nicht auf einen Paradigmenwechsel in der Familienpolitik hin. Der Drahtseilakt geht also in eine neue Runde.

Torsten Gies

BUCHTIPPS

Christian Leipert: Demographie und Wohlstand – Neuer Stellenwert für Familie in Wirtschaft und Gesellschaft, Leske+Budrich 2003. Euro 24,90

Friedhelm Hengstbach: Das Reformspektakel, Herder Verlag 2004. Euro 9,90

INTERNET

<http://www.erfolgsfaktor-familie.de/>

WARUM IN FAMILIENFREUNDLICHKEIT INVESTIEREN?

Fünf schlagkräftige Argumente für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf:

1 ... weil die große Mehrzahl einen qualifizierten Beruf und ein glückliches Familienleben verbinden will.

Für viele junge Menschen gehören Karriere und ein erfülltes Familienleben zum persönlichen Lebensentwurf selbstverständlich dazu. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf spielt also eine zentrale Rolle. Ein familienfreundliches Umfeld macht Lust auf Kinder.

2 ... weil familienfreundliche Unternehmen als attraktive und verantwortungsvolle Arbeitgeber wahrgenommen werden.

Unternehmen müssen ihren Mitarbeitern die Möglichkeit bieten, neben einem anspruchsvollen Berufsleben auch ein erfüllendes Privatleben realisieren zu können. Andernfalls drohen ihnen schon

heute Nachteile beim Wettbewerb um qualifizierte Mitarbeiter.

3 ... weil zufriedene Eltern in Unternehmen besser, motivierter, produktiver und konzentrierter arbeiten.

Familie und Beruf stellen eine Doppelbelastung dar. Durch familienfreundliche Maßnahmen können Stress, Krankheitsanfälligkeit, Fehlzeiten und eine verminderte Produktivität reduziert bzw. ganz vermieden werden.

4 ... weil Mütter und Väter in der Familie wichtige Fähigkeiten auch für den Beruf erwerben.

Kompetenzen wie Eigenverantwortung und Zuverlässigkeit, Organisationsgeschick, Belastbarkeit, Flexibilität und Konfliktfähigkeit werden in der Familie

vermittelt. Die Erfahrungen von Müttern und Vätern in Familien sind das beste Managementseminar der Welt.

5 ... weil mehr Kinder für die Gesellschaft mehr Wachstum und Wohlstand bedeuten.

Eine der niedrigsten Geburtenraten Europas und die gleichzeitige Alterung der Bevölkerung haben gravierende ökonomische und soziale Folgen. Denn gesellschaftlicher Wohlstand kann nur durch eine ausreichende Anzahl an Menschen garantiert werden, die über genügend wirtschaftliche Leistungskraft verfügen, um die Mitverantwortung für alte und junge Mitmenschen tragen zu können. Anders gesagt: Der Generationenvertrag funktioniert nur mit Kindern.

Torsten Gies



DER GROSSE GRABEN I

Wer nicht dran bleibt an der Technik, ist arm dran

Wilfried, 76, will endlich am modernen Kommunikationsleben teilnehmen. Sein erster Schritt: sich endlich auch ein Handy zulegen. Dazu angestiftet hat ihn sein 17-jähriger Enkel Denis.

Doch was er im Laden hört und sieht, schreckt ihn ab. Es ist ihm schlicht zu kompliziert. Er hat sein Leben lang ohne Handy gelebt. Warum soll er das noch ändern? Das ist der „Digital Divide“ in Reinkultur.

Digitale Technik beeinflusst maßgeblich alle Schichten unserer modernen Gesellschaft. Heute sind es die jungen Menschen, die bestimmen, welche Technik „in“ ist und was gebraucht wird. Viele unserer Großeltern und Eltern haben den Umgang mit kleinen Tasten und schlechten Displays durchaus gelernt, aber es fällt ihnen schwer, sich auf die Bedienungslogik moderner Geräte mit weit verzweigten Menüstrukturen zu gewöhnen. Werden wir uns in ein paar Jahren an Voice Dialing oder gedankengesteuerte Kommunikation gewöhnen müssen? Oder gleich an Telepathie?

Angst vor der Technik

Wilfried war willig, Neues zu lernen. Mag sein, dass Technik für ihn früher „nur“ Mittel zum Zweck war – aber er kam damit klar. Der heutigen Seniorengeneration gelingt es oft nur mit Mühe oder gar nicht, auch nur die Ängste vor neuer Technik zu überwinden. So wie Wilfried: Er hat sich bemüht. Der Verkäufer sicherlich auch. Der digitale Graben zwischen den Generationen bleibt dennoch.

Und Denis? Der liest E-Mails, telefoniert mit dem Handy und lädt zeitgleich die neueste Musik auf seinen iPod. Für

ihn alles kein Problem. Aber der technische Fortschritt erfordert, permanent Neues zu lernen. Denn die Bedienung von elektronischen Geräten stellt für viele Menschen jeden Alters eine echte Herausforderung dar. Zwar kann man generell sagen: Je älter der Anwender, desto größer die Probleme. Auch jüngere Anwender müssen bei der Nutzung von Techniken wie Bluetooth oft passen. Neue Technik wird voraussichtlich leichter zu bedienen und damit anwenderfreundlicher werden. Nur, ob wir mental mit der schnellen Entwicklung mithalten können, bleibt dabei offen.

Umdenken der Entwickler

Denis wird 2050 zu dem Drittel der Bevölkerung gehören, die mit ihrer Kaufkraft alle anderen Altersgruppen übertreffen werden. Die Annahme, dass seine Generation die dann neu entwickelte Technik

entsprechend ihren Bedürfnissen beeinflussen wird, liegt nahe. Ein Umdenken der Entwickler neuer Technologien steht daher an. Altersgerechte Technik mit leicht verständlicher Gerätesteuerung wird ausschlaggebend für den Erfolg von Produkten sein. Der technische Funktionsumfang wird zur Nebensache. Dennoch: die Übung im Umgang und das Interesse des einzelnen Anwenders an neuer Technik werden – wie heute – letztendlich über deren Nutzung bestimmen. Die jungen Generationen werden nicht weniger Erfindungsgeist für Innovationen aufbringen, wie unsere Generation. Auch 2050 wird sich der „Digital Divide“ durch die Gesellschaft ziehen – aber wie schon heute wird nicht das Alter, sondern die Technikaffinität der Nutzer jeden Alters den Graben ausmachen.

Julia Struck, Richard Kilian

DIGITAL DIVIDE

Der Begriff „Digital Divide“ – zu Deutsch „digitale Spaltung“ – wurde 1998 durch eine Studie des US-Handelsministeriums geprägt. Damit wird die Spaltung der Bevölkerung in „Nutzer“ und „Verweigerer“ digitaler Techniken, primär des Internets beschrieben. Alle unterschiedlichen soziodemographischen Bevölkerungsmerkmale wie Alter, Geschlecht, Bildung und ethnische Zugehörigkeit bilden Einflussfaktoren auf die Nutzung digitaler Medien. Es werden keine neuen Klüfte aufgetan, vielmehr werden bereits bestehende gesellschaftliche Verhaltensweisen noch verstärkt.

NEUE HELDEN BRAUCHT DAS LAND

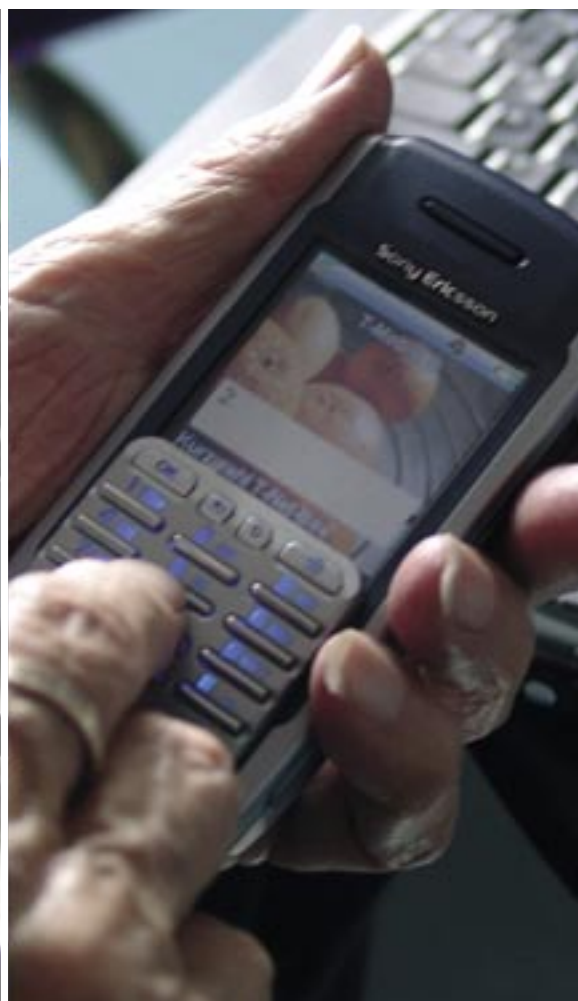
Superstars aus dem Cyberspace

Die heutige Jugend ist die erste Cybergeneration. Sie hat Kultur von Beginn an als Fernseh- und Computerkultur kennen gelernt. Die Jugendlichen spielen Computerspiele, surfen durch das Internet, schaffen virtuelle Gemeinschaften, soziale Beziehungen und Identitäten in einem ganz und gar neuen und originären kulturellen Raum. Bis zu 80 Stunden pro Woche verbringen Hardcore-Spieler bereits in künstlichen Fantasielandschaften. So werden diese immer mehr zu deren Lebenswirklichkeit. In Zukunft wird sich dieser Trend noch verstärken. Dann sollen Computerspiele nicht mehr nur die wirkliche Welt simulieren, sondern „echte“ zwischenmenschliche Interaktionen erzeugen: Die Spieler werden zu Hauptdarstellern in einem filmähnlichen Spiel. Ihre eigenen Stars hat die Szene bereits. Gekürt werden sie auf nationalen Game-Championships oder der „Computergames-Worldtour“. Dort heißen die Disziplinen nicht Weitwurf oder Sprint, sondern „Doom 3“ und „Painkiller“. Profi-Gamer verdienen bereits über 100.000 Dollar pro Jahr. Sie werden wohl bald die neuen Popstars sein. Denn der weltweite Umsatz von Computerspielen betrug 2004 fast 19 Milliarden Euro. Das ist mehr als das Musikbusiness umgesetzt und auch mehr als die Filmbranche einspielt. Und das sind immerhin die Branchen, die bisher traditionell die Superstars stellten.

Ulf Michels

DER GROSSE GRABEN II

Fotos von Richard Kilian



DIE NEUEN FOLGEN.

Dimp My Ride



PRAESENTIERT VON ADIDAS STORE , STUTTGART
SENIOROBIL , LUDWIGSHAFEN

WER WECHSELT IM ALTER DIE WINDELN?

Cem Özdemir, Abgeordneter des Europäischen Parlaments (Fraktion der Grünen), im Gespräch der Zeitung „Der Demograph“.

Der demographische Wandel wirft zukünftig in Europa viele Fragen auf. Deswegen interviewte „Der Demograph“ Cem Özdemir. Mitglied bei Bündnis 90/Die Grünen, erster türkischstämmiger Abgeordneter im Bundestag und seit 2004 Mitglied des Europaparlaments.

Herr Özdemir, der demographische Wandel in Europa verändert die Struktur der Gesellschaft zunehmend. Wo liegt das Problem?

Die Frage ist zunächst: Ist es überhaupt ein Problem? Es ist für die jetzt lebende Generation erfreulich, dass die Lebenserwartung steigt, insgesamt die Kindersterblichkeit abgenommen hat und dass wir alle bessere ärztliche Versorgung haben. Das ist erstmal nichts Negatives. Das Negative ist, dass bedauerlicherweise die Zahl der Kinder abnimmt und sich dadurch gesellschaftliche Probleme ergeben, sowohl für die sozialen Sicherungssysteme als auch für die Gesellschaft insgesamt. Wir wissen auch noch nicht, was es für uns heißt, wenn das Durchschnittsalter der Erwerbstätigen über 50 sein wird. Was heißt es kulturell für die Gesellschaft, für die Innovation, und für die Konkurrenzfähigkeit?

Was könnte Ihrer Meinung nach die Lösung sein?

Bei demographischen Fragen gibt es keine Ad-hoc-Lösung, die das Problem innerhalb kürzester Zeit aus der Welt schafft. Wir leben in einer Gesellschaft, in der wir das Leben mit Kindern zunehmend nicht mehr kennen. Mit Kind, vor allem mit mehreren Kindern, wird man als Außenseiter betrachtet. Die Mentalität muss sich wandeln. Es macht auch

keinen Sinn, dass die Phase der Erwerbstätigkeit im Vergleich zur Phase des Seniorenlebens immer kürzer wird. Das heißt die Arbeitszeit muss Schritt halten mit der steigenden Lebenserwartung. Parallel müssen wir dafür sorgen, dass die Ausbildungs- und Studienzeiten verkürzt werden, damit die Leute früher auf den Arbeitsmarkt kommen.

Der Frauenanteil der Erwerbsbevölkerung sollte nach Expertenmeinung erhöht werden. Dafür müsste Europa familienfreundlicher werden. Was wird in dieser Richtung unternommen?

Ich würde es nie auf die Frauen beschränken. Es gibt wissenschaftliche Erkenntnisse, die belegen, dass die zunehmende Unsicherheit in der Partnerschaft ebenfalls ein Faktor ist. Das Finden eines Partners, mit dem man ganz sicher ist, Kinder zu bekommen, wird immer schwieriger. Zusätzlich ist der Wunsch nach wirtschaftlicher Sicherheit sehr ausgeprägt. Das alles verschiebt das Alter, in dem man Kinder bekommen möchte, nach hinten. Die deutsche Politik, die darauf setzt, dass man sich für Kind oder Arbeit entscheiden muss, verschärft den Konflikt. Es muss dafür gesorgt werden, dass eine Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf möglich wird, und es muss dafür gesorgt werden, dass es mehr Kinderbetreuungseinrichtungen gibt.

Sie sprechen von kürzeren Ausbildungszeiten. Müssten dazu nicht wiederum die Unternehmen in Bildung, Schulungen und auch in soziale Einrichtungen investieren?

Es gibt führende Unternehmen, die sich auch hervortun, was Kindereinrichtungen

angeht. Dadurch haben sie motiviertere Mitarbeiter. Insofern hat das Unternehmen auch etwas davon. Die gesellschaftliche Verantwortung für Kinder kann nicht ausschließlich dem Staat aufgebürdet werden. Da müssen sich Gesellschaft, Familien und Arbeitgeber beteiligen.

Das ist eine Frage der Mentalität. Müsste der Staat nicht erst einmal dafür sorgen, dass sich die Gesellschaft verändert?

Man kann es nicht verordnen. Man muss Strukturen schaffen. Man muss Leute mit Kindern belohnen, kann ihnen aber die Entscheidung für ein Kind nicht abnehmen. Man kann sie begleiten, sie unterstützen und für ein kinderfreundliches Klima sorgen. Es sind also verschiedene Maßnahmen, die gleichzeitig notwendig sind.

Was spricht gegen einen Ausgleich innerhalb der EU? Zum Beispiel, wenn sich Arbeitskräfte niederlassen, wo sie gebraucht werden?

Es gibt bereits die Möglichkeit, sich überall dort in der Europäischen Union niederzulassen, wo man möchte. Klar ist aber auch, dass wir in Zukunft Migranten brauchen – auch unter dem Aspekt der Massenarbeitslosigkeit, die wir gegenwärtig haben. Gerade in den Bereichen, wo die Älteren auf Hilfe angewiesen sind und es Bedarf gibt, den wir durch den einheimischen Arbeitsmarkt zunehmend weniger decken können. Wer „Nein“ sagt zur Zuwanderung und gleichzeitig nichts an der Struktur der Gesellschaft ändert, der soll mal erklären, wer ihm im Alter die Windeln wechseln wird.

Wenn Europa qualifizierte Arbeitskräfte, zum Beispiel im Pflegebereich



Cem Özdemir, Europa-Abgeordneter

braucht, sollten diese doch einfachere Bedingungen haben, ins Land zu kommen und zu arbeiten...

So etwas Ähnliches machen wir mit dem Zuwanderungsgesetz. Ein wichtiger Punkt ist die Reform bei den Akademikern. Bei den ausländischen Studenten war es bislang so, dass sie in jedem Fall gehen mussten, nachdem sie ihr Studium beendet hatten. Es war de facto ein System, über das sich die Amerikaner und Kanadier gefreut haben, weil viele nach der Ausbildung in Deutschland dorthin auswanderten. Aus diesem Grund haben wir vor Kurzem ein neues Gesetz verabschiedet. Man hat jetzt nach dem Studium ein Jahr Zeit, sich um einen Job zu bemühen. Über das Migrationsproblem werden wir sicherlich in 10 bis 15 Jahren ganz anders diskutieren als heute. Die Sicht der heutigen Bevölkerung ist geprägt von den fünf Millionen Arbeitslosen. Das wird sich aber innerhalb von wenigen Jahren völlig ändern.

Herr Özdemir, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Hasan Toha

BRAVE NEW WORLD 2050

Ganz normale Utopien

Schweiz | Rüdiger, 46, verheiratet, drei Kinder | Sachbearbeiter im Amt für Fruchtbarkeitscontrolling

Rüdiger arbeitet seit 22 Jahren im Amt für Fruchtbarkeitscontrolling. Der unscheinbare Mitvierziger bewertet in der Abteilung für Migrantenfruchtbarkeit den Nutzen von Einwanderungsanträgen. Fruchtbarkeits-Benchmarks sowie Gebär- und Zeugungsfähigkeit der Antragsteller prägen seinen Arbeitsalltag. Seit 2014, dem Jahr, in dem das neue Einwanderungsgesetz verabschiedet wurde, ist die Fruchtbarkeit neben dem Bildungsstand wichtigstes Kriterium bei der Bewilligung von Migrationsanträgen. Rüdigers Aufgabe ist das ständige Anpassen der Fruchtbarkeitskennziffern an die Bevölkerungsentwicklung, um eine gleichbleibende Bevölkerungszahl in der Schweiz zu gewährleisten. Bei diesen Entscheidungswerten fließen die Kennziffern der Spermogramme ein, die jeder Migrant vorweisen muss. Aber auch Alter, bereits

gezeugte Kinder und Herkunftsland werden in die Berechnung mit einbezogen.

Japan | Akiro, 52, verheiratet, fünf Kinder | Elektriker im Kraftwerk von Tokyo

Akiros Arbeitstag beginnt, wenn es in Tokyo dunkel wird. Jeden Donnerstag fährt er mit seinem dunkelblauen Toyota durch die Nacht und kontrolliert die gesetzlichen Richtlinien. Danach wird um 20 Uhr der Strom abgeschaltet. Die Einwohner haben Zeit, sich mit ihren Partnern zu beschäftigen, anstatt mit Computern oder Fernsehen. Seit 2020 verfolgt Japan diesen sanften Weg, um dem demographischen Wandel entgegen zu wirken. Die Geburtenrate hat sich seitdem mehr als verdoppelt.

USA | Jennifer, 31, verheiratet, sechs Kinder | Ärztin im Medical Office of Reproduction Efficiency

Jennifer ist Ärztin im Washington Hospi-

tal Center. Attraktiv, dynamisch und trotz ihrer sechs Kinder sehr erfolgreich in ihrem Job. Jennifer arbeitet in dem Regierungsprogramm, das es ihr ermöglicht hat, sich nicht für Großfamilie oder Job entscheiden zu müssen, sondern beides miteinander vereinbaren zu können. Sie soll das 2030 verabschiedete „Law of Efficient Reproduction“ umsetzen, nach dem Kinder nur noch künstlich gezeugt werden dürfen. 70 Prozent der künstlichen Schwangerschaften sind Mehrlingsschwangerschaften, mehr als die Hälfte davon Drillinge.

Diese Effizienz ist so aber auch nur in Kombination mit der guten Kinderbetreuung nach dem ersten Lebensjahr möglich, die in den USA von Rentnern übernommen wird.

Brasilien | Edite, 29 und Fausto, 31, verheiratet, ein oder sieben Kinder | Familie

Edite und Fausto verdienen den Unterhalt ihrer dreiköpfigen Familie, indem sie

Kinder in die Welt setzen. Seit Brasilien 2020 den Ausweg aus dem eigenen demographischen Debakel in der Ein-Kind-Familie sah und gleichzeitig einen Kind-Austausch-Vertrag mit Portugal abschloss, scheint das „Wuchern“ der Bevölkerung im Griff. Ab dem zweiten Kind finden überschüssige Kinder in portugiesischen Familien ein glückliches Zuhause. Im Gegenzug erhalten Brasilien und die Herkunftsfamilie des Kindes finanzielle Unterstützung.

Seit einigen Wochen macht Edite eine Hormontherapie mit dem Ziel einer Mehrlingsschwangerschaft. Jeden Abend stimmt sie deshalb mit Fausto ihren Zyklus ab.

Ihre Arbeit macht Fausto und Edite nicht nur Spaß, es gelang ihnen während der letzten Jahre auch gut die Familie zu versorgen.

Magnus Schlar

HIV-GENERATION

Das tägliche Sterben in Swasiland

Ngabe und Kenfe spielen Fußball auf der Straße vor ihrer Hütte, als Oma Yabu sie zum Essen ruft. Ein normaler Tag, die Sonne brennt heiß über Swasiland. Ngabe ist neun Jahre alt und wohnt mit ihrem Bruder Kenfe und sechs weiteren Cousins und Cousins bei ihrer Oma Yabu in einer braunen Lehmhütte mit Strohdach. Zu Mittagessen gibt es Maisbrei mit Paprika und Tomaten. Fleisch gibt es selten, dafür fehlt das Geld.

Die demographische Entwicklung in Afrika steht Kopf. Die Pandemie Aids reißt eine Lücke in die Gesellschaft. Unter Pandemie versteht man eine Epidemie, die weder zeitlich noch örtlich beschränkt ist. Immer mehr Menschen der mittleren Generation fallen dem heimtückischen Virus zum Opfer. Es bleiben oft nur noch die Kinder und die Großeltern zurück.

Ngabes Mutter ist vor fünf Monaten an Aids gestorben, ihren Vater kennt sie nicht. Seitdem sorgt Oma Yabu für die acht Kinder. In ihrem Dorf im kleinen Königreich Swasiland leben viele Aids-waisen, die bei Ihren Großeltern aufwachsen. In Swasiland tragen über 38 Prozent der erwachsenen Bevölkerung, fast jeder zweite Erwachsene, das HI-Virus in sich. Das Leben ist schwer geworden. Seit dem Tod der Mutter können Ngabe und die anderen Kinder nicht mehr in die Schule gehen, weil Yabu das Schulgeld nicht bezahlen kann. Davor ging Ngabe vier Jahre in die Schule. Sie lernte lesen, schreiben und rechnen. Ngabe verliert sich immer wieder in den Aufzeichnungen ihrer Mutter. Vor dem Tod hat ihre Mutter alles niedergeschrieben. Da steht auch viel über ihren Vater, der an Aids gestorben ist, als Ngabe zwei Jahre alt war. Ngabes Vater arbeitete in der nahe gelegenen Hauptstadt Mbabane in einer Schuhfabrik.

Fast 40 Millionen Menschen weltweit sind heute HIV-positiv. Die Länder südlich der Sahara sind am schwersten von der Pandemie betroffen. 2,5 Millionen der Neuinfizierten sind junge Menschen zwischen 15 und 24 Jahren. Frauen und Mädchen sind durch Diskriminierung und Gewalt einem erhöhten Infektionsrisiko ausgesetzt.

Das Sterben ganzer Generationen macht die ärmsten Länder der Welt noch ärmer, weil vor allem die arbeitende Bevölkerung dem Virus zum Opfer fällt. Laut Angaben der UN geht die Bevölkerung im kleinen Königreich Swasiland bis zum Jahr 2015 um zehn bis fünfzehn Prozent zurück.

Lange wird Oma Yabu die acht Kinder nicht mehr versorgen können. Dann müssen Ngabe, Kenfe und die anderen Kinder sich alleine versorgen.

Johanna Altenburger



Zeichnung: Yajing Zhang

Gesichter der Welt: Demographie ist ein globales Problem, das alle Kontinente betrifft – allerdings mit unterschiedlicher Ausprägungen

GEHT'S UNS EIGENTLICH ZU GUT?

Ein Blick über den demographischen Tellerrand

Die Angst geht um in Deutschland. fünf Millionen Arbeitslose und die alternde Gesellschaft bringen unsere Sozialsysteme ins Wanken. Aber das ist alles im Vergleich mit dem Rest der Welt relativ. In Uganda wächst die Bevölkerung in rasantem Tempo. Die Menschen verarmen immer mehr. Roboter und andere Elektrogeräte sollen den Alten in Japan das Leben erleichtern. Die Bevölkerung Brasiliens ballt sich in den Städten. Der Pro-Kopf-Verbrauch steigt beständig. In Lesotho stirbt die arbeitende Elterngeneration an Aids. Die wirtschaftlichen Folgen sind verheerend. Indien leidet unter seiner Bevölkerungsdichte. 2050 wird es China als bevölkerungsreichstes Land der Welt überholt haben. Und ein anhaltender Strom von Immigranten hält die Gesellschaft der USA jung.

Die Vereinten Nationen prognostizieren in ihrem Weltbevölkerungsbericht von 2004 ein Wachstum der Menschheit von heute 6,5 auf 9,1 Milliarden Menschen im Jahr 2050. Obwohl die Bevölkerung in einigen Industrieländern schrumpft, werden wir bald zu Viele für unseren Planeten sein. Ein Kampf um wertvolle Ressourcen wie Energie, Bodenschätze, Ackerland und Wasser ist vorhersehbar. Die Menschen in den so genannten Schwellenländern nähern sich demselben verschwenderischen Verbrauch, wie er in den Industriestaaten normal ist. Schon jetzt wäre die Welt um ein Drittel zu klein würden alle Menschen so viel verbrauchen wie wir.

Am schnellsten wächst die Bevölkerung in den ärmsten Ländern der Welt, obwohl die Menschen dort wegen der begrenzten medizinischen Versorgung eine geringere Lebenserwartung haben. Eine Frau bekommt dort im Schnitt sechs Kinder. Die Gesellschaft der armen Länder ist sehr jung. Selbst wenn die Geburtenrate auf zwei Kinder pro Frau schrumpfen

würde, würde die Bevölkerung weiter anwachsen. Es gibt einen Zusammenhang zwischen Wohlstand und Geburtenrate. Bei extremer Armut ist auch die Geburtenrate extrem hoch. In den reichen Industriestaaten bekommen Frauen keine, oder nur wenige Kinder. Ein wichtiger Punkt ist die Selbstbestimmung der Frauen. Frauen in den armen Ländern der Welt verfügen nicht über die Mittel, die Bildung und die Rechte um selbst darüber zu entscheiden, wann und wie viele Kinder sie bekommen wollen. In den Industriestaaten bedeuten Kinder für Frauen die Aufgabe der wirtschaftlichen Unabhängigkeit, des beruflichen Erfolgs und der gesellschaftlichen Stellung. Kinder sind für Eltern in armen Gesellschaften Altersversicherung und billige Arbeitskraft. Bei uns scheinen sie eine finanzielle Belastung. Beide Varianten sind nicht optimal.

Denkspiele: Vielleicht ist die Verteilung der Ressourcen der Schlüssel zur Lösung unserer Probleme. Wenn man in Deutschland beispielsweise die Arbeit auf mehr Menschen verteilen würde, wäre der Einzelne etwas ärmer. Er hätte dafür aber mehr Zeit für soziale Aktivitäten wie die Erziehung eines Kindes oder die Pflege eines alten Menschen. Wenn wir eine demographisch gesunde, friedliche Zukunft wollen, dann müssen wir die extreme Armut bekämpfen und unsere Einstellung ändern. Wir dürfen wegen unserer nationalen demographischen Probleme die globalen Zusammenhänge nicht aus den Augen verlieren, denn sie betreffen uns direkt. Um das zu begreifen genügen drei Stichworte: Migration, Ressourcenknappheit und globalisierte Wirtschaft.

Kerstin Günther

CHINAS UMBRUCH

Nicht sehr reich, aber schon sehr alt

In China leben ca. 1,3 Milliarden Menschen, sie bilden 21 Prozent der Weltbevölkerung. Noch sind zehn Prozent der Bevölkerung über 60 Jahre alt, aber ihre Anzahl wächst jährlich um 3,2 Prozent. Die rapide ansteigende Anzahl alter Menschen kennzeichnen die Grundzüge der Bevölkerungsentwicklung in China. Für diese Alterung der Bevölkerung sind der Baby-Boom der 50er und 60er Jahre und der dramatische Rückgang der Geburtenrate seit Anfang der 70er Jahre infolge der staatlichen Politik zur Geburtenkontrolle und der späteren „Ein-Kind-Politik“ verantwortlich.

Der Rückgang der Sterberate und die Zunahme der Lebenserwartung verstärken diesen Prozess. Es gibt jedoch deutliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Regionen Chinas und zwischen Land und Stadt.

Die schnell zunehmende Anzahl alter Menschen stellt China vor große soziale und wirtschaftliche Herausforderungen, gerade bei der Altersversorgung. Das Besondere an Chinas Situation ist, dass es noch nicht sehr reich, aber trotzdem schon alt ist.

China nimmt die Altersversorgungsmodelle von westlichen Ländern als Beispiel, sie können aber nicht eins zu eins übernommen werden.

In Deutschland ist das Altersversorgungssystem als Generationenvertrag organisiert. Der junge, arbeitende Teil der Bevölkerung zahlt in die Rentenversicherung ein, aus der die Renten der alten Menschen im Ruhestand bezahlt werden.

In China übernehmen traditionell die Kinder die Verantwortung für die Altersversorgung der Eltern. Die seit 1978 eingeleitete Wirtschaftsreform und Öffnungspolitik, sowie der soziale Wandel bringen große Veränderungen der Lebensbedingungen, die zu neuen Bedingungen für die Altersversorgung führen. Die Funktion der Familie im traditionellen Sinne der Altersversorgung ist geschwächt. Die durchschnittliche Familiengröße hat sich wegen der politischen Durchsetzung der Geburtenkontrolle verringert. Erwachsene Kinder und ihre Eltern haben jetzt getrennte Haushalte. Die Mobilität und der Arbeitsdruck der mittleren Generation nimmt zu. Die Familie kann die Verantwortung für die Altersversorgung nicht mehr allein tragen. Dies muss der Gesellschaft stärker ins Bewusstsein gerufen werden. In einem Entwicklungsland wie China kann die Regierung nur eine begrenzte Rolle bei der Altersversorgung spielen. Deshalb müssen Staat, Gesellschaft, Familie und jeder Einzelne zusammenarbeiten, um dem Problem gerecht zu werden.

Zhen Bi, Yajing Zhang

WOHNEN WIE GEWOHNT

Wohnformen einer „neuen“ alten Generation

Senioren sind einsam, müde und verbittert. Wenn sie von den Angehörigen nicht schon ins Altersheim abgeschoben wurden, leben sie in Wohnungen, die nach Krankheit, Arznei und abgestandener Luft riechen. Das Interieur wird dominiert von graubraunrötlichen Schränken, Vorhängen und Teppichen der fünfziger Jahre. Der im Vergleich zum restlichen Mobiliar viel zu modern wirkende Fernseher bildet den Mittelpunkt des Wohnzimmers und nicht selten auch den des Lebens. Denn wenn der Ehepartner verstorben oder die Ehe geschieden ist, vermögen dreißig Fernsehprogramme über die Einsamkeit hinwegzutäuschen und Unterhaltung, ja sogar Integrität und Kommunikation vorzugaukeln.

Aufgewachsen mit elektronischer Musik, Handys und Internet sind wir nun an der Reihe, die „neue“ alte Generation zu werden. Durch die veränderten Lebensbedingungen und den Wertewandel der 70er und 80er Jahre ändert sich auch unser Wohnverhalten.

WG mit Floor Sensoring

„Suchen lebensfrohen, dynamischen 60- bis 80-jährigen für unsere Wohngemeinschaft. Zentral gelegen in grüner Oase, gute Einkaufsmöglichkeiten und mannigfaltiges kulturelles Angebot, gute öffentliche Verkehrsanbindung. Bodenbündige Duschwanne, rutschhemmende Fliesen in Bad und Küche, Aufzug, Care-O-Bot, Screenfridge und Tele-Health-Monitoring sowie Floor Sensoring vorhanden.“ So könnte ein Anzeigentext aussehen, der schon bald viele Seiten der Stadtmagazine füllen wird. Denn die Alten gehen

auf Wohnungssuche. Zum Beispiel meldet die Landesbausparkasse, dass jeder Fünfte, der das Wohneigentum wechselt, bereits über 60 Jahre alt ist.

Dass es Unterschiede zwischen dem WG-Leben eines Studenten und dem eines über 60-jährigen gibt, weiß auch Regisseurin Alice Agneskirchner. Sie hat für den Fernsehsender ARTE eine fünfteilige WG-Doku-Soap mit dem Namen „Silver Girls“ produziert. Fernab der in der Fernsehlandschaft so präsenten, schönen Jugend stehen nun sechs Frauen über sechzig mit ihren Sorgen, Träumen und Hoffnungen im Mittelpunkt. Als Student weiß man, dass die WG nur ein vorübergehender Abschnitt ist. Zieht man allerdings für das letzte Drittel seines Lebens in eine WG, kennt man sich genauer und weiß um seine Vorlieben und Gewohnheiten Bescheid. Schwierigkeiten bereitet es dann, seinen eigenen Geschmack zurückzunehmen und den der Anderen zu akzeptieren. „Es ist überraschend, wie wenig sich das Leben in dieser WG von dem der ‚Sex and the City‘-Ladies unterscheidet: Es wird sich herausgeputzt, flaschenweise Sekt geköpft und mit Männern geflirtet“, so das Fazit von Alice Agneskirchner.

Eine andere Form des Wohnens im Alter bietet das „Homesharing“. 1992 erstmals von einer Darmstädter Studentengruppe ins Leben gerufen, schlägt dieses Projekt zwei Fliegen mit einer Klappe: Der knappe und teure Wohnraum für Studenten und die benötigte Hilfe der alten Menschen wird in einer Art symbiotischen Miteinander gegeneinander verrechnet. So werden Hilfe-Suchende und Zimmer-Suchende zusammengeführt. Die beiden



Buchen Sie Vielfalt!

Spielplatz Vaihingen ○○○

hemmunglos Sandburgen bauen,
schaukeln bis der Arzt kommen muss,
rutschen bis der Popo wund ist
für z.B. € 1035

TUE
Deutschland

Parteien vereinbaren zum Beispiel pro Quadratmeter Wohnraum eine Stunde Hilfe im Monat. Durch dieses Miteinander werden Vorurteile abgebaut, der Vereinsamung der Alten und Jungen

wird vorgebeugt und die Senioren können durch etwas Hilfe ihre Selbstständigkeit erhalten. Ein Modell für die Zukunft?

Stefan Gramlich

WENN JUNGE ALT SIND

Fotos von Anne Maier und Stefan Gramlich



BESSER ALS SELLERIE

Mit Lebensmitteln und Chemiekeulen gegen das Altern?

Mit jedem Bissen Nutellabrot, mit jedem Riegel Kinderschokolade und mit jedem Bonbon „Nimm Zwei“ haben wir unsere Lektion gelernt: Was gesund sein soll, muss auch gut schmecken. Inzwischen offeriert jeder durchschnittliche Supermarkt eine ganze Palette an schmackhaften Produkten, die Gesundheit und Wohlbefinden steigern sollen. Ein Spaziergang vorbei am Kühlregal lässt sich so bequem zum Fitnessprogramm ausbauen.

Das so genannte „Functional Food“ ist für die Nahrungsmittelhersteller zu einem der wichtigsten Wachstumsmärkte geworden. Denn während die Deutschen nicht mehr vor Scham erröten, wenn man sie beim Discounter antrifft, zieren sie sich doch genauso wenig, für die eigene Gesundheit tiefer in die Tasche zu greifen.

Die Industrie bemüht sich immer mehr, Fitness verzehrfertig anzubieten. Ihre Bemühungen konzentriert sie dabei besonders auf die Milchprodukte. Die Werbung setzt dabei hohe Ziele: Graue Maus mit Schniefnase mutiert nach einem Schluck probiotischen Joghurts zur energiegeladenen Powerfrau. Küche, Kind und Karriere? Mit den lustigen Helfern vom Stamme *Lactobacillus casei* im Darm alles kein Problem.

Während die deutsche Gesundheitselite auf diese Weise die Eingeweide in Schwung bringt, braut man in den Labors der Lebensmitteltechniker schon weit aus potentere Rezepturen. Auch ohne Fragen an Arzt oder Apotheker sollen in Zukunft Joghurt & Co. den Cholesterinspiegel senken oder Hepatitis bekämpfen. So wird das nahrhafte Frühstück zur

täglichen Schluckimpfung. Aber auch Essen braucht seine Zeit. Und wer hätte davon schon genug? Die heilsamen Effekte der vitaminierten Bonbons und probiotischen Snacks gibt es auch als bunte Pillen zum sekundenschnellen Doping. Direktversender aus dem Internet diagnostizieren per Online-Fragebogen den Bedarf an Vitalstoffen und schicken danach eine individuell angepasste Pulvermischung nach Hause. Mit dabei sind auch die neusten Verbündeten im Kampf gegen den Alterungsprozess: Antioxidanzien aus Pflanzenfarben und das Allround-Vitamin Q10. Doch was ist, wenn selbst eine jahrelange Ernährung entlang der Trendlinie die ersten Zipperlein nicht aufzuhalten vermag? Für diese Eskalationsstufe sucht man sich am besten einen fachkundigen Strategen: den Arzt. Er ist über die Wundermittel der Pharmaindustrie bestens im Bilde. Schon die Zauberformel „Viagra“ kann das gefühlte Alter angehender Rentner spürbar senken.

Chemie und Hokusfokus werden das Leben der Senioren immer leichter machen. Und richtig ist, dass das subjektive Wohlbefinden mit darüber entscheidet, wie groß die gesundheitlichen Probleme im Alter werden. Aber das heißt auch: Nicht nur die Milch, sondern auch die Einstellung macht's. Denn man ist immer nur so alt, wie man sich fühlt.

Kai Graebner

FÜNF STUNDEN RESPEKT

Ein Kräfterennen, bei dem weder Alter noch Fitness zählen

Der Hausmeister darf sich in seiner Turnhalle zurücklehnen. Ihm steht ein entspanntes Osterwochenende bevor. Die Matten bleiben gestapelt auf dem Gerätewagen, die Medizinbälle im Schrank, und die Fangnetze an den Wänden müssen auch nicht gespannt werden. Trotzdem ist das weitläufige Gebäude rege bevölkert, 681 Menschen jeden Alters haben sich in Deizisau bei Stuttgart eingefunden, um sich miteinander zu messen.

Viele von ihnen haben lange keine Turnhalle mehr von innen gesehen. Die Ältesten, weil das Zipperlein sie plagt. Die Jüngsten, weil der Schulsport erst in einem Jahr auf dem Stundenplan steht und sie sich bislang gegen ihre größergewachsenen Freunde eh kaum behaupten könnten. Unter sie mischen sich andere, gerade volljährig, die ihre Muskeln unübersehbar im Fitnessstudio gestählt haben. Es wird ihnen hier nicht helfen. Denn fünf Tage lang wird beim „Neckar Open“ nicht der Körper angestrengt, sondern der Geist. Es ist das größte offene deutsche Schachturnier.

Ein Rocksong dröhnt aus den Musiklautsprechern und eröffnet die Partien, die für eine Dauer bis zu fünf Stunden angesetzt sind. Es wird der letzte laute Schall an diesem Vormittag sein. Franz K. nimmt ihn nur am Rande wahr. Der 79-jährige arbeitete einst als Musiklehrer und ist heute auf ein Hörgerät angewiesen, das er bereits ausgeschaltet hat. Seinem deutlich jüngeren Gegner ist dies nicht verborgen geblieben, aber es spielt für ihn auch keine Rolle.

Wer durch die Tische hindurch streift, findet immer wieder Gegner Auge in Auge gegenüber sitzend, zwischen denen

mehrere Generationen liegen. Der fünfjährige Christian G. tut sich noch etwas schwer mit der Mitschrift der Züge, die für alle Teilnehmer Pflicht ist. Auch scheint der viel zu hohe Tisch ein größeres Hindernis für ihn zu sein als die Schachregeln selbst. Der Altersunterschied von 62 Jahren zu seinem Gegner ist jedenfalls keines – und er ist letzten Endes für Sieg oder Niederlage auch nicht maßgeblich, erklärt Turnierdirektor Sven Noppes: „Beim Schach erreichen schon Kinder im Alter von 12 bis 14 Jahren Weltklasseniveau, genauso können einige Senioren noch im hohen Alter mit der Weltspitze mithalten.“

Für ein kleines Weilchen nur ist der Generationenkonflikt außer Kraft gesetzt. Ist meine Rente sicher? Wird mir bald mein ganzer Lohn weggenommen, weil es immer mehr Alte gibt? Solche Gedanken hegt vorübergehend keiner. Wenn sich alle später auf den Heimweg machen, werden Vorurteile und Intoleranzen wieder aufbrechen. Junge Menschen, die vermutlich in der Straßenbahn nicht für ihren Gegenüber den Sitzplatz räumen würden, begegnen ihm mit Respekt. Und umgekehrt. Die Szenerie des „Neckar Open“: mitnichten ein Abbild unserer Gesellschaft. Sondern eine Oase.

Armin Linder



IMMER VOLL IM TREND

In der Bekleidungsindustrie wird Alter relativ

Mit hochgezogenen Augenbrauen steht die Dame mit dauergewelltem, grauem Haar im Modehaus. Vor dem Spiegel dreht sie sich nach links und rechts, soweit es die steife Hüfte erlaubt. Jedes „Na, das steht Ihnen aber gut“ aus dem Mund einer mehr oder weniger kompetenten Fachkraft ist hier überflüssig. Die Dame weiß, was frau tragen kann und was nicht. Immer war sie voll im Trend. Manche Dinge ändern sich nie, andere hingegen schon. Der Prozentsatz der älteren Generation steigt kontinuierlich, die Geburtenrate ist weiter rückläufig. Dieser demographische Wandel lässt auch die Welt der Mode nicht unberührt. Die Hälfte des deutschen Vermögens befindet sich im Geldbeutel der über 50-jährigen. Nur wer das nötige Kleingeld hat, kann sich modisch kleiden und damit die Kassen der Modehäuser klingeln lassen. Am Geld soll es nicht scheitern, aber am Blick in den Spiegel. Dieses grell pinke Shirt zu dem blass grauen Haar, in ihrem Alter? Vielleicht wenn sie 50 Jahre jünger wäre. Wir sind heute Mitte 20 und in 50 Jahren damit vielleicht voll im Trend.

Weshalb sollten wir nicht die gleiche Mode tragen wie heute? Weshalb nicht weiterhin bei skandinavischen und spanischen Bekleidungsketten in der Stuttgarter Königstraße einkaufen? Die Modeindustrie wird sich an die Verschiebung der Altersstruktur anpassen und sich damit diesen Fragen stellen müssen. Bestandteil der Philosophie von H&M ist es, flexibel auf die sich rapide wandelnden Wünsche der Klientel zu reagieren. So besteht kein festes Konzept für die kommenden 50 Jahre, aber es wird zu-



nehmend auf so genannte Konzepthäuser umgestellt, mit denen man sich auf die speziellen Bedürfnisse der Zielgruppen ausrichten kann. Neben den bereits bestehenden Konzepten wie L.O.G.G., BiB, H&M Man und anderen kann sich die Geschäftsleitung von H&M auch eine Kollektion vorstellen, die speziell für die Anforderungen alter Menschen entworfen wird. Große, leicht laufende Reißverschlüsse, dehnbare Materialien und angenehme Stoffe sind die Basis für eine solche Kollektion. Aber ansonsten unterscheidet sie sich nicht von der jungen Mode: Denn alle Kollektionen sind im aktuellen Stil und den saisonalen Modefarben gestaltet. Denn wer alt ist, will noch lange nicht alt aussehen. Auf die Benennung einer Kernzielgruppe wird bei H&M bewusst verzichtet und verstärkt auf die Bezeichnung „mentales Alter“ gesetzt. Beim nächsten Blick in den Spiegel und dem „Na, diese Farbe steht Ihnen aber gut“ der kompetenten Fachkraft geht ein verschmitztes Grinsen über das Gesicht der in die Jahre gekommenen Dame. Sie gefällt sich in dem grell pinken Oberteil – egal wie grau ihr dauergewelltes Haar ist. Weshalb eigentlich nicht? Das Shirt macht sie nicht jünger, aber es fühlt sich gut an. Es fühlt sich an wie vor 50 Jahren: voll im Trend.

Anne Maier

SCHWARZWÄLDER KIRSCH UND FOXTROTT

Neue Zielgruppe im Nachtleben

Statt eines Latte Macchiato steht ein Kännchen Kaffee auf dem Tisch, daneben ein großes Stück Schwarzwälder Kirschtorte. Gerade hat ein Ober im Frack die Speisen mit einer kleinen Verbeugung serviert. Die Wände tragen Stofftapete, die Tische karierte Decken. Direkt am Fenster unterhalten sich zwei Teenager über ihre neue Liebe. Aus den Boxen klingt Frank Sinatra. Sieben Paare tanzen einen langsamen Foxtrott. Ein Paar tanzt in Jeans, T-Shirt und Sneakers. Sie fallen auf: die jungen Leute, die den Altersdurchschnitt des Publikums so stark senken. Denn sie passen nicht so recht in das Bild des spießigen Kaffeehauses oder des gemütlichen Tanztees. Ein Bild, an das wir uns gewöhnen

müssen? Wird den jungen Menschen in vierzig Jahren vielleicht gar nichts anderes übrig bleiben, als die Freizeitangebote der Alten mitzunutzen? Wird das, was heute noch als Abwechslung gilt, alltäglich sein? Ein Blick in die Zukunft: Die Dorfdisko musste wegen mangelnder Kundschaft als erste schließen. Junge Menschen gibt es hier selten. In den Städten passt sich die Gastronomie dem veränderten Publikum an: Hauptzielgruppe sind die 40- bis 69-jährigen. Einsam, weil die Lebensumstände eine Familie nicht zugelassen haben, ziehen die Menschen im hohen Alter noch immer rastlos durch die Nacht.

Janina Beck

MIT VOLLKRAFT IN DIE JAHRE

Die Sportbranche rüstet sich für die Rüstigen

Wer gesund lebt, bleibt eher gesund. Nicht umsonst heißt es, Sport sei die beste Medizin. Das rät auch Refit Kamberovic, Geschäftsführer des deutschen Sportstudioverbandes (DSSV). Wer im Alter fit bleiben möchte, dem empfiehlt er Ausdauersport. Das Krafttraining sollte seiner Ansicht nach keinesfalls Domäne der Bodybuilder bleiben. Wer regelmäßig seine Muskeln fordert, hat beim Kampf gegen Rückenschmerzen, Arthrose und Osteoporose die besten Karten. Dieser Ansicht hat sich inzwischen auch die Politik angeschlossen – wenn auch aus finanziellen Gründen. Durch das Präventionsgesetz sollen die gesetzli-

chen Krankenkassen in Zukunft mehr die Gesundheit ihrer Mitglieder fördern, anstatt erst dann aktiv zu werden, wenn der Schaden bereits eingetreten ist. Auch die Fitnessbranche hat erkannt, dass eine veränderte Gesellschaft veränderte Angebote wünscht. „Sanfte Fitness“ statt „Power-Fitness“ kommt bei den über 40-jährigen gut an. Daher werden dort, wo früher zu Technobeats auf Plastikböcken gesteppt wurde, heute mit modernen Yoga-Übungen oder dem Trendsport Pilates konzentriert Muskeln aufgebaut und der Kreislauf sanft in Schwung gebracht.

Kai Graebner



EINE NEUE KULTURREVOLUTION

Wie werden sich Medien und Kulturlandschaft bis zum Jahr 2050 verändern?

Lesetest:

Können Sie diese Schrift gut lesen? Sie lachen darüber? In fünfzig Jahren könnte Ihre Zeitung bereits in dieser lesefreundlichen Schrift erscheinen.

Durch Einschränkungen der körperlichen Fähigkeiten im Alter müssen Medien und Inhalte in Zukunft zunehmend an den Bedürfnissen und Fähigkeiten der älteren Generation ausgerichtet werden. Je nach Medium stehen unterschiedliche Gestaltungsmöglichkeiten zur Verfügung. Um dem abnehmenden Seh- und Hörvermögen entgegen zu wirken, kann beispielsweise in Printmedien eine Erhöhung der Schriftgröße die Lesbarkeit verbessern oder im Hörfunk eine deutliche Ansprache mit prägnanten Botschaften erfolgen.

Beim Verlag „Das Beste“ in Stuttgart, Herausgeber des Magazins „Reader's Digest“, arbeitet man bereits heute an konkreten Maßnahmen, um auf die Medienzukunft vorbereitet zu sein. Pressesprecher Uwe Horn nennt als Ansatzpunkte kürzere Artikel und weniger Themen pro Heft. Daneben hat der Verlag bei seinen Auswahlbüchern Format und Schrift vergrößert und zusätzlich einen größeren Zeilenabstand gewählt. Diese großzügigere Gestaltung erleichtert das Lesen der einzelnen Seiten. Durch Umfragen erhält der Verlag mehrmals im Jahr einen Überblick über die

Wünsche des Zielpublikums und kann Rückschlüsse ziehen, wie Produktveränderungen aufgenommen werden.

Stark kundenorientiert präsentieren sich auch Kulturbetriebe wie das Staatstheater Stuttgart. Bei Publikumsbefragungen wurde bereits heute der Wunsch nach Vorstellungen am Nachmittag deutlich. Das Staatstheater geht gerne auf diesen Wunsch ein und bietet zusätzliche Nachmittagsvorstellungen und Matineen an. In Zukunft wird sich dieser Bedarf aufgrund der steigenden Lebenserwartung und mehr Freizeit verstärken.

Pressesprecher Thomas Koch ergänzt, dass für die Nachfrage nach Kulturangeboten auch der Mobilitätsgrad der Zielgruppe entscheidend ist. Im Opernhaus wird deshalb Barrierefreiheit groß geschrieben: Ein Zugang zu den Sitzplätzen über Aufzüge und Rampen ist in der Stuttgarter Oper bereits heute gewährleistet.

Michael Helber

HILFE, ICH WERDE RETRO!

Mit Mitte zwanzig ausgerangiert?

Der „Retro-Look“ ist ein nunmehr bekanntes Phänomen in unserer Kultur. Bis vor kurzem verstand ich darunter Möbel und Einrichtungsgegenstände aus buntem Plastik, Tapeten mit knalligen, großflächigen Mustern, Gürtelschnallen so groß wie Radkappen und hochtouriertes Damenhaar.

Allerdings gelten nun nicht mehr die 60er und 70er als „retro“. Im Gegenteil: Nachdem vor Kurzem die mehrteilige „80er Show“ im Fernsehen große Erfolge feierte, wurden nun auch die 90er mit einer Retro-Show gewürdigt. Und nachdem Nena ihre alten Hits zum dritten Mal neu heraus gebracht hat, stelle ich fest: Retro – das bin ich!

Gehöre ich mit Mitte zwanzig wirklich schon zum alten Eisen? Oder liegt das eventuell an unserer Gesellschaft, die immer schneller wird? Und überhaupt: Was heißt eigentlich „retro“?

Es kommt aus dem Lateinischen und bedeutet „zurück“.

In unserem Fall steht es allerdings für viel mehr: eine Orientierung zurück in Sachen Kultur. Anscheinend gab es in jedem Jahrzehnt immer einige Dinge in der Musik und im Design, die so originell waren, dass sie wieder herausgekramt werden. Da kann man sich schon sehr alt vorkommen, wenn man diese Trends bereits selbst einmal miterlebt hat. Aber seien wir mal ehrlich: Ist das denn wichtig, so lange „retro“ in ist?

Christian Reinheimer

ZEHN DINGE, DIE ICH HEUTE SCHON VERMISSE

- 1 Neue Folgen von Knight Rider
- 2 Dolomiti Eis
- 3 Floppydisks
- 4 Dosenbier ohne Pfand
- 5 Musiksender ohne Klingeltöne
- 6 Schleckmuscheln
- 7 Yps-Hefte
- 8 Nur ein Mülleimer in der Küche
- 9 Dass die Deutschen Fußball spielen können
- 10 Dass meine Zukunft mal als sicher galt

Christian Reinheimer, Ulf Michels



ZEHN-STUNDEN-WOCHE FÜR ALLE!

Wie das Jahr 2000 werden sollte - Visionen mit Verfallsdatum

Was für uns heute das Jahr 2050 ist, das war während des letzten Jahrhunderts das Jahr 2000: ein, ach, so fernes und magisches Datum. Viel wurde hinein interpretiert und prophezeit. Jeder, der etwas auf sich hielt, kam mit einer Vorschau in die Zukunft. Und je nach allgemeiner Stimmung überwogen die Bilder einer blühenden Zukunft oder die Horror-szenarien.

Laut Edward Bellamys Buch „Ein Rückblick aus dem Jahr 2000 auf das Jahr 1887“ zum Beispiel wird ein nahezu perfekter Kommunismus in den USA und sogar weltweit herrschen. Alle leben im Wohlstand; Luxus und Ausbeutung sind abgeschafft worden. Verbrechen und Kriege gibt es nicht mehr, die meisten Krankheiten können geheilt werden.

In den 20er Jahren steht das Jahr 2000 dann für Supertechnik: Riesenflugzeuge und schwimmende Flugplätze, ja auch einen Tunnel unter dem Atlantik wird es geben. Mit dem beginnenden Atom- und Weltraumzeitalter werden nach 1945 die Vorhersagen noch spekulativer. In der Fantasie der Menschen sind Flüge zum Mond alltäglich. Roboter befreien ihre Besitzer von fast allen Anstrengungen, und die Menschen müssen nur noch zehn Stunden pro Woche arbeiten. Ab Mitte der 60er Jahre werden die Futurologen dann vorsichtiger und realistischer. Laut Herman Kahn existiert im Jahr 2000 die Sowjetunion noch. Japan ist zur größten Weltmacht aufgestiegen. Umweltverschmutzung ist eines der schlimmsten Probleme.

Mit Aufkommen der Ökobewegung werden diese Visionen dann noch dramatischer dargestellt. Alle Wälder sind abgeholzt, alle Äcker vergiftet, niemand verlässt das Haus mehr ohne Gasmasken. Im Jahr 1989 bringt die Illustrierte Stern eine Extra-Ausgabe mit Reportagen aus dem Jahr 2000. Dort sieht man Oskar Lafontaine als den kommenden Kanzler. Dank seiner Politik vereinigen sich die beiden deutschen Staaten wieder. Außerdem steht das Weltwährungssystem kurz vor dem Zusammenbruch. So kann man sich irren.

Je näher das Jahr 2000 kommt, desto selbstverständlicher und alltäglicher wird es. Kein Kommunismus in den USA oder weltweit, keine Zehn-Stunden-Woche. Doch Ende der 90er Jahre kommt es

noch zu einem letzten Aufbäumen der Unheilbeschwörer. Der Jahr-2000-Bug ist Gesprächsthema Nummer Eins. Ein Programmierfehler in den meisten Computerchips weltweit soll am 1. Januar 2000 viele Systeme lahmlegen und die Welt in ein Chaos stürzen.

Doch dieser Tag und auch das Jahr 2000 gingen dann relativ problemlos an uns vorbei. Weder die schlimmsten Befürchtungen noch die überschäumendsten Wunschträume sind eingetreten. Doch mit 2050 gibt es endlich wieder ein fernes Jahr, auf das die gesamten Hoffnungen und Ängste projiziert werden können. Mal schauen, wie viel am Ende davon auch wirklich eintrifft.

Jörg Broszeit

HAT DIE ZUKUNFT ZUKUNFT?

Szenen aus Deutschland nach dem demographischen Wandel

Es ist das Jahr 2050. Der Vorort einer deutschen Stadt. Zwischen den grauen Fassaden der Wohntürme: ein Spielplatz. Schaukel, Wippe, Sandkasten. Doch die Schaukel hängt schief von einer verrosteten Kette herab, die Wippe ist mittendurch gebrochen, der Sandkasten von Unkraut überwuchert. Unwillkürlich wartet man auf den ausgedorrten Busch, den der Wind über den Platz rollt. Kein vergnügtes Lachen, kein buntes Treiben – keine Kinder. Deutschland ist alt geworden.

„Der Spielplatz ist ein einziger Witz. Es gibt doch eh nur alte Leute hier drin.“ „Hier drin“ – damit ist der örtliche Altenhort gemeint, eine Mischung aus Sozialbausiedlung und Altersheim. Hier drin

absolviert Patricia N. (19) ihr obligatorisches Altenpflegejahr. Mehr als die Hälfte der knapp 1000 Pflegekräfte sind Schulabgänger wie sie. Kaum genug, denn es leben 8400 Pflegebedürftige in der Anlage; rund 1,3 Millionen sind es bundesweit. Und das sind nur die, die einen Platz bekommen haben. „Was meinen Sie, wie es erst in den Stadtzentren aussieht? Da verwarhlosen die Leute in ihren Wohnungen, weil sie keinen haben, der sich um sie kümmert!“ Matthias K. (74) leidet an Parkinson. Mit 68 Jahren hat er sich frühpensionieren lassen, lebt seit einem Jahr im Hort. Auch er hat niemanden mehr. Als junger Mann hat er nie daran gedacht, eine Familie zu gründen. An erster Stelle stand immer der Beruf,

den er fast so häufig gewechselt hat wie die Lebensabschnittspartnerin. Ein typisches Bild für die Generationen der 70er und 80er. Die Kinder der Blumenkinder – eine demographische Sackgasse? Gerade einmal 16 Prozent der Bevölkerung machen die unter 20-jährigen heute aus, Tendenz fallend. Mehr als ein Drittel ist dagegen sechzig Jahre und älter. „Na, da haben Sie doch Ihre Jugend!“ Matthias grinst über beide Ohren. „Heutzutage gehört man mit sechzig jedenfalls noch zur Jugend! Ist alles relativ.“ Dann wird er ernst. Denn auch er macht sich Gedanken um die Zukunft. Den Platz im Hort muss er aus eigener Tasche finanzieren. Und seit das Privatvermögen bei der Feststellung des Rentenanspruchs

berücksichtigt wird, darf er kaum auf eine Rente hoffen. „Ist doch absurd. Erst haben sie uns gesagt, man soll privat fürs Alter vorsorgen, und jetzt fliegt man genau deswegen komplett aus der Rente!“

Und wie sieht die Zukunft von Patricia aus? „Wenn ich das Jahr rum hab, dann nichts wie raus aus Deutschland. Für mich gibt's hier keine Zukunft.“

Auf dem Spielplatz inmitten der Wohntürme ist inzwischen ein Bulldozer aufgefahren. Es knirscht ein wenig, aber sonst leistet das morsche Holz kaum Widerstand. In Zukunft sollen hier weitere 400 Betten Platz haben.

Philipp Scharrenberg

